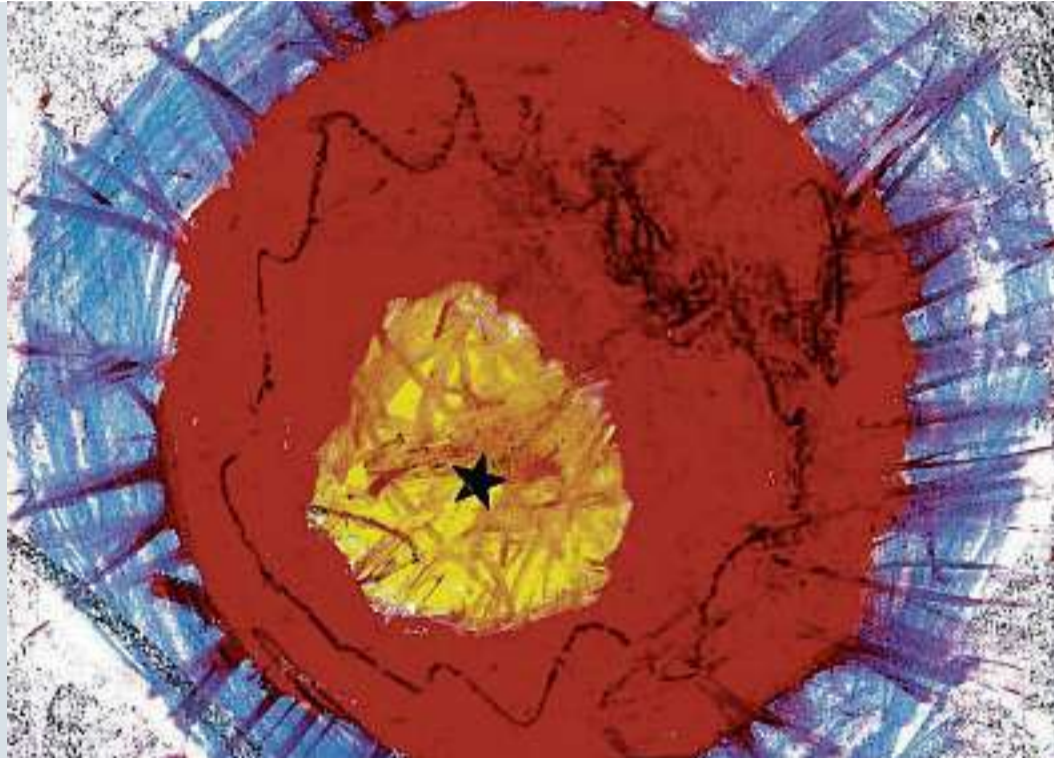


DOSSIER

Gott, mit Kinderaugen gesehen

GLAUBE. Wenn Erwachsene über Gott sprechen, benutzen sie meist vorgegebene und bekannte Begriffe. Kinder und Jugendliche dagegen sind noch viel fantasievoller und freier, wie das Dossier zeigt: «reformiert.» hat Heranwachsende zwischen vier und achtzehn Jahren zu ihren Gottes- und Himmelsvorstellungen befragt und überraschende Antworten erhalten. Nora (8 Jahre) etwa beschreibt Gott als lieben Tintenfisch, Lukas (10 Jahre) malt ihn in kraftvollen Farben (s. Bild). Im Interview sagt Linard Bardill – Liedermacher, Theologe und fünffacher Vater –, wie er seinen Kindern Passion und Ostern nahebringt. > **Seiten 5–8**



ZEICHNUNG: LUKAS, 10 JAHRE



PORTRÄT

Der Utopist ohne Kühlschrank

JAN SUTER. Der einstige Professor und Vieldenker schränkt sich seit zwei Jahren drastisch ein: Er versucht, mit so wenig Geld wie möglich auszukommen, lebt als Vegetarier und reist möglichst wenig. Die Welt brauche einen Bewusstseinswandel, so seine Überzeugung. > **Seite 12**

Wenn Kinderrechte und Sinnfrage kollidieren

MUTTER MIT 66/ Markus Zimmermann-Acklin, Moraltheologe und Ethiker, zur Kontroverse um die älteste Mutter der Schweiz.

Exklusiv stand es im «Sonntagsblick» vom 4. März: Eine ehemalige Bündner Pfarrerin brachte Zwillinge zur Welt – mit 66 Jahren. Seither prallen die Meinungen in der Schweiz aufeinander. Ist hier «Verblödung und Egoismus» am Werk, «Verachtung der Schöpfung in höchstem Masse» – oder muss man sagen, «es gibt Schlimmeres» und diese Handlung sei nur «ein unorthodoxer Schritt»?

Was stimmt nun, Herr Zimmermann?

Diese ganze Geschichte ist eigentlich keiner Diskussion wert und andererseits hoch kompliziert.

Was ist keiner Diskussion wert?

Hier wurde die normale Situation der Mutterschaft überschritten. Das macht man täglich in der Medizin, etwa bei künstlichen Befruchtungen, aber nie ohne eine angemessene Rechtfertigung. Und hier wird es kompliziert: Die Zwillinge haben ein Recht auf Mutter und Vater. Die durchschnittliche Lebenserwartung dieser Frau ist aber so, dass sie gestorben sein wird, wenn die Kinder vermutlich noch in Ausbildung sind. Das ist schlicht unverantwortlich.

Dann war ihre Handlung unmoralisch?

Mit Blick auf die Kinder und deren Rechte eindeutig ja. Aber es geht auch um die Sinnfrage: Gehört das für diese Person zum guten Leben? Und da würde ich der Mutter zunächst gern einmal zuhören. Was sind ihre Gründe?

Ist man nicht irgendwann zu alt, um Vater oder Mutter zu werden?

Vielleicht gibt es Rechtfertigungen, die das ganze plausibler machen. Zum Beispiel, wenn ein Mann eine Frau erst spät kennengelernt hat. Aber: Es braucht eine überzeugende Begründung. Und das dürfte bei einer 66 Jahre alten Frau, die Mutter wird, schwierig werden.

Gespendete Eizellen werden «in vitro» (lateinisch: «im Reagenzglas») mit einer gespendeten Samenzelle zusammengebracht und danach befruchtet in die Gebärmutter eingesetzt. Dieser Eingriff ist in der Schweiz verboten. Schweizerinnen, die eine Eizellenspende wollen, reisen gewöhnlich nach Spanien und zahlen dort bis zu 15 000 Franken für die Behandlung. Billiger ist sie in Osteuropa und Indien zu haben – und für dortige Ärzte spielt das Alter der Empfängerin keine Rolle. Die Bündner Mutter liess ihren Eingriff offenbar in der Ukraine machen.

Herr Zimmermann, kann man diese Mutter bestrafen?

Es gilt das Recht am Ort des Eingriffs. Also nein.

Warum ist die Eizellenspende in der Schweiz verboten?

Es gibt keinen wirklich überzeugenden Grund dafür. Das Parlament wollte neue Techniken beim Fortpflanzungsmedizin-Gesetz erlauben, aber gut

schweizerisch innerhalb strikter Grenzen. Und dann hat es gesagt: Spermispende ja, Eizellenspende nein.

Führt das zu einer Zweiklassengesellschaft: Reiche können Mutter werden, Arme nicht?

Das gilt für viele Dinge, die im Ausland erlaubt sind und hier verboten. Aber es könnte auch in der Schweiz das Problem geben, dass etwa die Präimplantationsdiagnostik in Zukunft erlaubt wird, aber die Krankenkassen nicht dafür zahlen. Da diese sehr teuer ist, stellt sich dann die Gerechtigkeitsfrage ganz klar.

Vor ihrer Pensionierung war die Mutter Pfarrerin in zwei Bündner Gemeinden, danach nahm sie keine Pfarramtspflichten wahr. «Das ist meine Privatangelegenheit», sagte sie laut «Blick» zu ihrer Mutterschaft. Die Bündner Landeskirche reagierte dennoch. In einer «Orientierung» an kirchliche Mitarbeitende

plädiert der Kirchenrat dafür, das Wohl des Kindes sei in den Vordergrund zu stellen. Und appelliert: Die humane Gesellschaft trage eine Mitverantwortung in dieser Situation.

Hat eine ehemalige Pfarrerin kein Recht auf Privatleben?

Sie hat ein Recht darauf wie jede andere Bürgerin im Ruhestand. Aber wenn Sie noch einmal an die Sinnfrage denken, ob ein Leben wirklich gelungen war, dann können Sie wohl kaum vierzig Jahre lang Pfarrerin sein und im Ruhestand nichts mehr davon wissen wollen.

Es gibt Leserbriefe, die sagen: Dieser Eingriff ist eine Verachtung der Schöpfung.

Selbstverständlich nicht. Ich habe heute Morgen eine Tablette genommen, das war auch ein Eingriff in die Natur. Wir machen ständig solche Eingriffe. Es ist sogar der Auftrag von uns Christen nach Genesis 1, 26, einzugreifen in die Natur. Dort heisst es: Macht euch die Schöpfung untertan.

Wohin führt das alles?

Es ist enorm, welche Möglichkeiten durch Erfindungen allein in den letzten Jahren neu geschaffen wurden. Mich würde nicht erstaunen, wenn diese Kenntnisse in den nächsten Jahren noch stark zunehmen, vor allem im Bereich der genetischen Diagnostik. Medizinisch lässt sich vieles machen. Aber das ist eigentlich eine altbekannte Situation: Wir haben Möglichkeiten, und die können wir zum Guten nutzen oder zum Schlechten. Klar ist: Wir sollten sie zum Guten einsetzen.

FRAGEN VON REINHARD KRAMM



MARKUS ZIMMERMANN-ACKLIN, 49

ist Theologe, Lehr- und Forschungsrat für Sozialethik an der Universität Fribourg. Er ist spezialisiert auf Fragen der Medizin- und Gesundheitsethik.

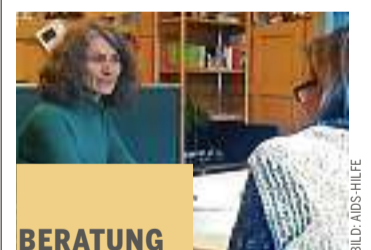
Buchtipps: Bioethik in theologischer Perspektive. Herder-Verlag 2010



KULTUR

Sinnsucher in Worten und Bildern

HERMANN HESSE. Der Missionarsohn suchte zeit seines Lebens nach Sinn. In seinen Büchern trug er viele innere Kämpfe aus, in der Malerei aber fand er zur Ruhe. Zum 50. Todestag Hesses zeigt das Kunstmuseum Bern seine Aquarelle und Illustrationen. > **Seite 2**



BERATUNG

Leben mit dem HI-Virus

AIDS-HILFE. Seit 25 Jahren gibt es die Aids-Hilfe Graubünden mit Sitz in Chur. Ein Angebot, das viele der über 200 Menschen mit HIV in Graubünden nutzen. Eine junge Frau erzählt. > **Seite 3**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Palmsonntag, Karfreitag, Ostern: Im April gibts viel zu feiern in den reformierten Kirchen. Wo, wann und wie das in Ihrer Kirchgemeinde geschieht, lesen Sie > **im 2. Bund**



Tessiner Landschaftsmaler: Der oft melancholische Hermann Hesse empfand Malen als «Befreiung»

BILD: HERMANN-HESSE-EDITION/SARCHIV VOLKER MICHELS, OFFENBACH AM MAIN, FONDAZIONE HERMANN HESSE MONTAGNOLA (WWW.HESSEMONTAGNOLA.CH)

Der protestantische Buddhist

HERMANN HESSE/ Er war zeitlebens auf der Suche nach Sinn: denkend, lesend, schreibend – und malend. Zum fünfzigsten Todestag des Missionarssohns stellt das Kunstmuseum Bern seine Bilder aus.

Der Tod, das war ein alter Bekannter von Hermann Hesse. Als der Schriftsteller am 9. August 1962, vor fünfzig Jahren also, 85-jährig entschlief, hatte er die Grabstelle auf dem Friedhof Sant' Abbondio unweit von Montagnola TI längst bestimmt. Schon früh hatte sich Hermann Hesse mit der Endlichkeit des Lebens befasst. Kaum fünfzehn Jahre alt, legte er sich einen Revolver zu. An einen Mitschüler schrieb er, seine suizidalen Gedanken überzeichnend: «Ich habe in den Lauf des geladenen Revolvers geblickt und losgedrückt. Solche Augenblicke machen um Jahre älter.»

AUSSTEIGER. Suizidgedanken quälten Hesse ein Leben lang. Besonders 1916, im Alter von knapp vierzig Jahren. Europas Jugend verblutete in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs. Hesses Ehe war zerrüttet, seine Frau in psychiatrischer Behandlung, und er, der mit der Betreuung der drei Kinder heillos überfordert war, zweifelte trotz erster Erfolge (etwa durch die Erzählung «Unterm Rad») an seinem literarischen Können. Mit einer Überdosis Opium wollte er seinem Leben ein Ende bereiten. Der Versuch missglückte. Es war der Jungianische Luzerner Psychoanalytiker Bernhard Lang, der die Flucht des verzweifelten Schriftstellers aus dem bürgerlichen Leben in der Stadt Bern in ein abgeschiedenes Haus in Montagnola initiierte. Einem begnadeten Schriftsteller wie Hesse sei «das Bürgerliche zu erlassen» und man müsse «ihn auf seinem Felde ruhig arbeiten» lassen, lautete seine Begründung.

Lang sorgte dafür, dass die drei Söhne bei Freunden untergebracht wurden, und Lang war es auch, der Hesse nicht nur eine Psychotherapie, sondern auch das Malen verordnete. 3000 Aquarelle wird der Autodidakt bis zu seinem Lebensende malen – idyllische, harmonische und die Nerven beruhigende Bilder. Ohne Male-

rei, so Hesse mehrfach, «wäre ich schon lange nicht mehr da» (vgl. Text rechts).

SEELENBIOGRAF. In den literarischen Werken dagegen tritt Hesse die «Höllenreise durch mich selbst» an, die durch die Psychoanalyse ausgelöst worden war. Hesse, der Missionarssohn, ergründet mit der Methode von C. G. Jung, dem Pfarrerssohn, «die dunkle und wilde Seite der Seele» – und findet dadurch zu seinem Glauben. Es ist ein neuer Glaube, der mit der pietistischen Enge seines Elternhauses nicht mehr viel zu tun hat. Wie Jung glaubt auch Hesse: Der Sitz des Göttlichen lässt sich nur in der eigenen Psyche entdecken. Unter dem Pseudonym Emil Sinclair schreibt Hesse im Roman «Demian» 1919 seine eigene Seelenbiografie rauschhaft nieder. In seinem Skizzenheft notiert er: «Der Weg der Erlösung führt nicht nach links und nicht nach rechts, er führt ins eigene Herz.»

UNIVERSALIST. Die Sinnsuche geht weiter. Seine Auseinandersetzung mit östlichen Weisheitsschriften führt 1922 zur Niederschrift des «Siddhartha»: Der Roman spielt in Indien und erzählt vom jungen Brahmanen Siddhartha, der Buddha als Guru-Figur konsequent überwindet, um zu einer persönlichen Beziehung zum Göttlichen zu gelangen. «Siddhartha» löst in den Zwanzigerjahren die erste Welle der «Indien-Sehnsucht» aus, die zweite, weit heftigere, folgt in den 1960er-Jahren, nach Hesses Tod: «Siddhartha» und «Steppenwolf» werden zu den Kultbüchern der Woodstock-Generation.

PROTESTANT. Hesses Spiritualität ist religionsübergreifend. Er postuliert einen universalen Glauben, einen Glauben «an eine Religion ausserhalb, zwischen und über den Konfessionen». Dabei bewahrt er, wie der Luzerner Theologe Christoph Gellner in seiner Studie «Hermann

Hesse und die Spiritualität des Osten» (Patmos 2005) festhält, einen protestantischen Grundzug: Er erfindet eine Art protestantischen Buddhismus. Damit ist ein Buddhismus gemeint, der sich an den schriftlichen Überlieferungen orientiert, das Individuum statt die Masse ins Zentrum rückt und jede Vergötzung verabscheut.

GARTENZWERG. Dass Hesse mit seinen spirituellen Schriften nach der Barbarei des Zweiten Weltkriegs insbesondere die Deutschen begeisterte, ist symptomatisch, da diese besonders empfänglich dafür waren. Aber schon 1958, zwölf Jahre nachdem Hesse für sein Gesamtwerk den Literaturnobelpreis bekommen hatte, polemisierte «Der Spiegel» gegen den «Gartenzwerg unter den Literaturnobelpreisträgern»: er finde kaum noch Resonanz. Schon ganz dem Tod verbunden, reagierte Hesse auf die zunehmende Kritik: «Man spürt manchen Hieb- oder Nadelstich überhaupt nicht mehr, und ein Teil des Wesens, das einst Ich hiess, ist schon dort, wo bald das Ganze sein wird.» **DELFBUCHER**

AUSSTELLUNG

KUNSTMUSEUM BERN

«DIE GRENZEN ÜBERFLIEGEN»

Das Kunstmuseum Bern zeigt zusammen mit dem Museum Hermann Hesse Montagnola die erste Retrospektive zu Hermann Hesses malerischem Werk. Zu sehen sind Landschaftsaquarelle, Federzeichnungen und Textillustrationen.

KUNSTMUSEUM BERN: 28. 3.–12. 8., Hodlerstrasse 8–12, Di 10–21 Uhr, Mi–So 10–17 Uhr. Karfreitag geschlossen. www.kunstmuseumbern.ch

MUSEUM HERMANN HESSE MONTAGNOLA: 31. 8.–21. 10., täglich 10–18.30 Uhr; www.hessemontagnola.ch. Das Museum verfügt auch über eine Dauerausstellung.

Ein sehr begabter Dilettant

KUNST/ Hermann Hesse malte Landschaftsaquarelle, die wie schöne Träume aussehen – und fand dabei zu innerer Ruhe.

«Nicht, dass ich mich für einen Maler hielte, aber das Malen ist wunderschön. Man hat nachher nicht wie beim Schreiben schwarze Finger, sondern rote und blaue.» Das schrieb Hermann Hesse 1925 – und schätzte sich und seine Kunst richtig ein: Er war als Maler und Zeichner im besten Sinn ein Amateur, ein höchst begabter Dilettant.

ROMANTIKER. Wie als Schriftsteller stand er als bildender Künstler ganz in der Tradition der Romantiker. Dabei nahm er durchaus Elemente der Moderne auf, die ihm vor allem sein Freund, der Maler Louis Moilliet, vermittelte, jener Berner Künstler also, mit dem Paul Klee 1914 die berühmte Tunesien-Reise unternommen hatte. Weitere Einflüsse sind klar auszumachen, etwa von Paul Gauguin, August Macke oder von Jean Lurçat, um nur einige zu nennen. Denn für die Malerei hatte sich Hesse schon früh interessiert, er hatte zahlreiche Kunstkritiken und Katalogtexte geschrieben – und er war mit vielen Künstlern befreundet.



Das Bild mit dem Titel «Terrassenhügel» malte Hesse im Herbst 1926

BILD: KUNSTMUSEUM BERN

MELANCHOLIKER. Hesse selbst begann zu zeichnen und zu malen, als er in einer schicksalhaften Lebenskrise steckte und ein Psychoanalytiker ihm zum Malen riet (vgl. Text links). Mit Eifer stürzte er sich in seine neue Tätigkeit, die er «als eine Art von Ausruhen, eine Befreiung von der verfluchten Willenswelt» empfand. Gut lässt sich verfolgen, wie er immer sicherer wurde in seiner Bilderwelt, die für die folgenden Jahre mehr und mehr zu einem wichtigen Teil seiner Tätigkeiten wurde, vor allem ab 1919, als er von Bern nach Montagnola ins Tessin übersiedelte.

Licht sind die kleinformigen Landschaften, die Hesse aquarellierte, manchmal auch erscheinen sie wie schöne Träume oder Märchen, die der Melancholiker für sich ausmalte. Das sah er selbst auch so: «In meinen Dichtungen vermisst man häufig die übliche Achtung vor der Wirklichkeit, und wenn ich male, dann haben die Bäume Gesichter und die Häuser lachen oder tanzen oder weinen, aber ob ein Baum ein Birnbaum oder eine Kastanie ist, kann man meistens nicht erkennen. Diesen Vorwurf muss ich hinnehmen. Ich gestehe, dass auch mein eigenes Leben mir sehr häufig wie ein Märchen vorkommt.» So schrieb er 1925 in seinem Text «Kurzgefasster Lebenslauf». Sehr bald nach seinen Anfängen als Maler begann Hesse auch, eigene Gedichte zu illustrieren. Mit dem Verkauf dieser Werke versuchte der Schriftsteller, seine prekäre finanzielle Situation zu verbessern. **KONRAD TOBLER**

GEPREDIGT



STEPHAN BÖSIGER Pfarrer von Ardez, Ftan und Guarda

Il purtret e seis rom

«E Gesu ha dit als Farisers: Il sabbat es fat per l'uman e na l'uman pel sabbat.» Marcus 2.27

SABAT. Id es stat in sabbat cur cha Gesu es i sur ils champs insembel cun seis scolars e ch'els han ruot giò spias per tillas mangiar. Pels Farisers chi mettan grond pais sün las ledschas es quai stat üna provocaziun: Rumper giò spias es lavur, e lavurar es scumandà al sabbat – schi's ha fam o nüglia! Be quel chi respuetta dal tuot las prescripziuns, respuetta a Dieu.

Gesu però nus lascha aint sün grondas discussiuns e constatescha: Il sabbat es fat per l'uman e na l'uman pel sabbat. L'uman nu dess be esser famagl dal sabbat – o dit cun oters pleds: El es sco ün bel purtret in ün rom. Neir là nu's suottametta il purtret al rom, ma il rom til finischa.

ROM. I's pudess eir dir: L'uman es quel chi implischa il rom cun vita e creatività. El muossa emozions ed exprima spranzas e visiuns. Il rom percenter es quel chi til sustegna, suottastrichand quistas expressiuns. El dess til dar tegn e quai sainza paisar. Là ingio cha'l rom dvainta plü rich co quai ch'el inrama, rischa'l da schmagognar las finessas e richizzas. Perquai nu daja be il rom toccant.

UORDENS. Il plü tard quia dvainta il vers actual. La discussiun a regard ils roms es nempe omnipreschainta bultim temp. Nus discutain da fusiuns da cumüns e lur structuradas, nus trattain l'avegnir da nossa baselgia cun üna nouva constituziun, i vegnan approvats uordens da pulizia e da parcar, dad immundizchas e da zonas. I's pudess prolongar la glista. In quist regard eschan nus sumgliaints als Farisers pensand cha üna buna qualità da vita as lascha garantir cun uordens e prescripziuns.

Schi, in tuot quistas trattativas vain discus da roms, uordens, ledschas e constituziuns e minchatant stun eu be stut, che chi's po tuot reglamentar. Ma lura am vain darcheu adimaint il rom dal purtret ed eu n'ha il sentimaint cha alch essenzial vegna a la cuorta in tuot las discussiuns: il minz.

Id es quai chi nun implischa be il vöd aint il rom ma til legitimescha insomma: Il purtret, expressiun da la vita; ils umans chi abitan nossa regiun e tilla dan ün'identità – indigens daspö generaziun o be güst rivats. Ma i sarà uschè: id es plü simpel da discutar da reglamaints co da visiuns ed id es plü simpel da valütar ün rendaint co qualità da vita. Ma cun quist pensar ans mettaina sül listess s-chalun cul pensar cha Gesu imbütta als Farisers.

PURTRET. Eu craj cha a las bieras discussiuns actualas in nossa regiun fessa bain, scha nus dessan ün pa daplü importanza a la vita quotidiana, a nossa società dad hozind, a nossas raspadas: al purtret; per s-chaffir spazi per novas culuors e nouva creatività – per viver invezza da crear roms novs. Il rom dess bain tegner ils umans, ma ils umans dessan eir pudair til implir cun vita – nos plü grond s-chazzi.

PREDGIÄ ALS 11 marz 2012 a Guarda, Ardez e Ftan



Die Schaukel auf dem Spielplatz im Nachbardorf gehört zu Deryas Lieblingsplätzen: «Hier träum ich oft vor mich hin»

«Ich fühlte mich wie eine Verräterin»

PORTRAIT/ Von Geburt an lebt Derya mit dem HI-Virus. Das macht ihr keine Probleme. Damit an die Öffentlichkeit zu gehen, hingegen schon.

Der Fahrtwind des einfahrenden Zuges bläst Derya das schulterlange Haar ins Gesicht. Fröhlich begrüsst sie die Schreibende auf dem Bahnsteig. Jeans, T-Shirt, Ballerinas – Derya mag es schlicht. Nur den feuerroten Schal hat sie als auffälliges Accessoire um ihren Hals gelegt. Dass sie damit zwei grosse Narben versteckt, ahnt niemand.

Derya, neunzehn Jahre alt, ist HIV-positiv. Neun Jahre lebte sie mit einem Port-a-Cath, einem in die Haut operierten Zugang zum Blutkreislauf. Medikamente konnten so direkt in ihre Venen gespritzt werden. Nach dem Entfernen der beiden Katheter blieben grobe Vernarbungen links und rechts der vorderen Schulterpartien zurück. «Noch heute spür ich den Druck der Spritze», sagt Derya.

Seit einem halben Jahr wohnt Derya in einer betreuten Wohngemeinschaft in der Zürcher Agglomeration. Ein grosses Bett

steht mitten in ihrem Zimmer. Darauf liegen Handtasche, Kleider, Laptop. Auf der Kommode steht ein eingerahmtes Foto von ihrer Mutter, einer jungen Frau mit langem, blondem Haar. Sie hält ihr Baby, Derya, in den Armen. Ein anderes zeigt sie beim Stillen.

PANIK. Die junge Frau lebt hier, weil sie die Lehre abgebrochen hat. Zu Hause ging es nicht mehr. Ihre Pflegemutter sei sehr enttäuscht gewesen, so Derya. Der Grund für den Lehrabbruch: «Nach zwei Monaten sagte ich, dass ich HIV-positiv bin.» Das wertete der Lehrbetrieb als Vertrauensbruch. Man mied sie. «Ich fühlte mich wie eine Verräterin.»

Negative Erfahrungen aufgrund ihrer Krankheit kennt sie: «Als die Mutter meiner Freundin das mit meiner Krankheit erfuhr, durften wir nicht mehr zusammen in den Kindergarten laufen.» Daraufhin organisierte die Kindergärtnerin einen Elternabend. Danach beruhigte sich die Situation.

Lisa Janisch von der Aids-Hilfe Graubünden stellt fest, dass manche Menschen panisch reagieren, wenn sie plötzlich mit der Krankheit konfrontiert werden. «Sogar medizinisches Personal handelt manchmal irrational.» Dabei sei das HI-Virus nur schwer übertragbar. «Selbst bei offenen Wunden müsste man die blutenden Stellen fest gegen einanderdrücken, damit eine Übertragung des Virus stattfinden könnte.» Im alltäglichen zwischenmenschlichen Kontakt werde HIV nicht übertragen. Möglich ist die Ansteckung durch ungeschützten Geschlechtsverkehr, beim Spritzenaustausch unter Drogenabhängigen und von der Mutter auf das Kind – ohne schützende Massnahmen. Auch Derya wurde durch ihre Mutter angesteckt. Alle Empfehlungen, die Schwangerschaft abzubrechen oder das Kind wenigstens durch Kaiserschnitt zu gebären und nicht zu stillen, schlug die Mutter in den Wind. Zwei Jahre nach der Geburt starb sie. Wie denkt Derya darüber? Trägt sie der Mutter etwas

nach? «Nein. Sie hat immer gesagt, ihr Kind werde es besser haben.»

WENDEPUNKT. Die Lebenserwartung von Menschen mit HIV ist, gemäss Janisch, heute vergleichbar mit der eines Krebspatienten nach erfolgreicher Chemotherapie. Dank der medikamentösen Therapie sind Deryas Viren im Körper nicht mehr nachweisbar. Doch das hatte seinen Preis. Oft wurde ihr übel von den Pillen und sie verweigerte die Einnahme. Die Pflegemutter mischte ihr die zerriebenen Medikamente unter Essen. Heute schluckt Derya problemlos täglich vier Kapseln.

Einen Wendepunkt in Deryas Leben war der Aufenthalt in einem Mädcheninternat im Kanton Graubünden. Nach der obligatorischen Schulzeit absolvierte sie hier das zehnte Schuljahr. Die Schulleitung zeigte von Beginn weg Verständnis. Trotzdem bekam sie als Einzige ein Einzelzimmer. «Da entschloss ich mich, alle Schüler und Lehrer zu informieren.» Unterstützung erhielt sie dabei von der Aids-Hilfe Graubünden. «Dass ich öffentlich zu meiner Krankheit stehen konnte, hat mir sehr viel Selbstvertrauen gegeben.»

Nun, da sie wieder im Kanton Zürich lebt, pflegt sie den Kontakt zur Verwandtschaft. Sie verbringt Zeit mit ihrem Vater und besucht die Grossmutter, die im Nachbardorf wohnt. Sie sind die einzigen Familienmitglieder, die über ihre Krankheit Bescheid wissen. «Es ist schon komisch. Meine Freunde machen sich nichts daraus und für die Familie ist meine Krankheit ein Tabu, eine Schande», sagt Derya und wischt sich mit der Hand schnell eine Träne weg. Manchmal, wenn sie Zeit hat, schlendert sie zum Spielplatz, wo sie früher oft mit dem Grosi war, setzt sich auf die Schaukel und träumt vor sich hin. Von einer Reise nach Indien, wo auch ihre Mutter war, von einem Berufsleben und von einer eigenen Familie, eigenen Kindern. «Die werden es nämlich noch besser haben», lacht sie. RITA GIANELLI

AIDS-HILFE GRAUBÜNDEN

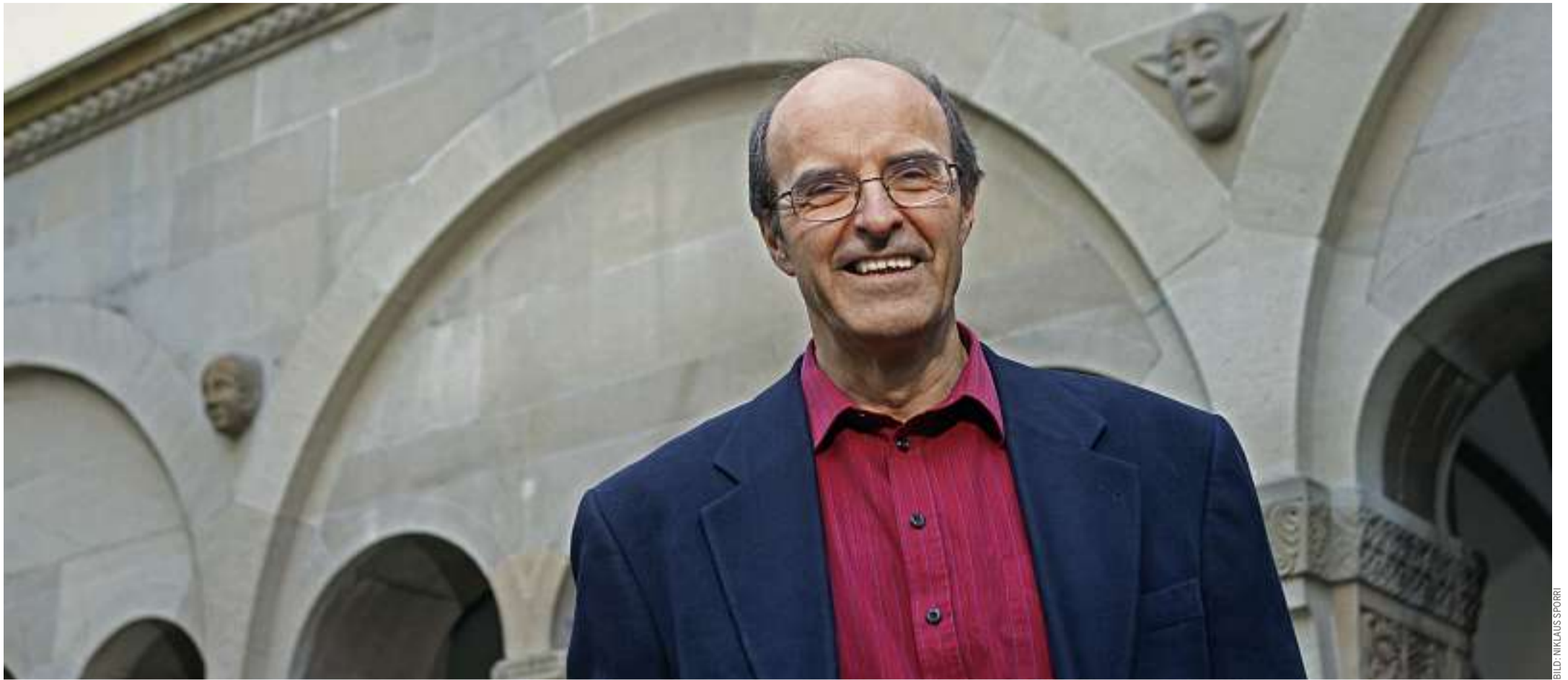
25-JAHRE-JUBILÄUM/

KOMPETENTE BERATUNGSSTELLE

In der Schweiz leben rund 25 000 Menschen mit HIV, davon etwa 250 in Graubünden. Täglich erhalten in der Schweiz zwei Menschen die Diagnose HIV-positiv. Die einst tödliche Krankheit hat sich dank medizinischer Fortschritte zu einer chronischen Erkrankung gewandelt. Die Aids-Hilfe Graubünden berät Menschen mit HIV/Aids in der Entwicklung von Lebensperspektiven. Sie unterstützt in finanziellen Notsituationen bei krankheitsbedingten Mehrausgaben, klärt rechtliche Fragen, ermöglicht den Austausch mit anderen HIV-Betroffenen. Ihr Ziel sind die Normalisierung des Lebens mit HIV sowie die HIV-Prävention. Die Aids-Hilfe Graubünden ist ein privater Trägerverein, zur Hälfte vom Kanton subventioniert. Beiträge erhält sie durch Spenden, Kollekten, Mitgliederbeiträge und aus Projektbeiträgen (z. B. «MädchenPower», das auch im Konfirmandenunterricht genutzt wird). Im Vereinsvorstand vertreten ist mit Anja Felix, Pfarrerin Tamins, auch die Bündner Kirche.

LJ/RIG

WWW.AIDSHILFE-GR.CH



Hört und erzählt gern religiöse Witze: Pierre Bühler, Theologieprofessor in Zürich

«Glaube und Humor sind eng miteinander verbunden»

PASSION/ Was mit dem Karfreitag ernst und dunkel beginnt, wandelt sich an Ostern zu einem wahren Freudenfest. Für den Theologen Pierre Bühler ein Grund zum Lachen.

Pierre Bühler, lassen Sie uns doch gleich mit dem düstersten Kapitel der Ostergeschichte einsteigen, mit Karfreitag: Warum ist die Kreuzigungsgeschichte so zentral für das Christentum?

Das Düstere lässt sich nur vom Hellen aus begreifen, und der Karfreitag macht erst von Ostern her gesehen Sinn. Karfreitag, das meint zuerst einmal die historisch bezeugte Geschichte von diesem Rebell namens Jesus, dessen Erzählungen und Taten als gotteslästerlich empfunden wurden. Also nahm man ihn gefangen, verurteilte ihn und hängte ihn – wie damals viele andere auch – ans Kreuz. Mit diesem Ereignis allein lässt sich aber kein Glaube und keine Religion begründen. Erst durch die Deutung dieser Geschichte in den Evangelien, erst durch die Beleuchtung des Todes durch die Auferstehung wird daraus eine spezifisch christliche Auslegung.

Ein historisches Ereignis wird christlich gedeutet. Wie funktioniert das genau?

Nehmen wir die Szene, wo Jesus stirbt. Ehrlich gesagt, es ist äusserst unwahrscheinlich, dass einer, der am Kreuz hängt, kurz vor dem Tod noch die Bibel zitiert. In den Evangelien wollte man diesem historischen Geschehen aber eine tiefere Bedeutung geben. Und so legte man dem Gekreuzigten verschiedene Worte in den Mund. «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?» aus dem Markus- und Matthäusevangelium etwa bezieht sich auf Psalm 22. Mit diesem Querverweis zeigte man: Hier ist etwas aus dem Alten Testament zur Erfüllung gekommen. Bei Johannes wiederum stirbt Jesus mit dem Siegeswort «Es ist vollbracht». So legt jeder Evangelist die Szene vom Hinschied anders aus.

Und für welche Deutung schlägt Ihr Herz?

Ich mag die symbolträchtige Stelle, wo just in dem Moment, als Jesus stirbt, der Vorhang im Tempel zerreisst. Das Allerheiligste im Tempel, der Bereich Gottes, war ja von einem Vorhang bedeckt. Dass dieser zerreisst, bedeutet, dass Gott sich nicht mehr verhüllt, sondern mitten im Furchtbaren präsent ist, auf Golgotha, am Galgenort.

Das Kreuz auf Golgotha ist zum Symbol für das Christentum geworden. Warum wählte man ein so leidträchtiges Zeichen?

Das Kreuz, in dem sich ja Horizontale und Vertikale überschneiden, ist in vielen Religionen Symbol für die Grunddimensionen der Wirklichkeit. Auch das Kreuz Jesu fasste man lange als Sieg über die Welt auf. Erst im späten Mittelalter, zur Zeit der Pest etwa, legten die Christen den Fokus so sehr auf das Leiden – wohl aus der persönlichen Leidenserfahrung heraus. Man identifizierte sich mit dem Gekreuzigten, sah in ihm den, der uns im Leiden begleitet, mit uns den Weg bis zum Kreuz geht und, stellvertretend für uns, den Tod überwunden hat.

Den Tod überwinden: Wie geht das?

Indem Jesus den Tod, der alle Menschen erwartet, bis zum bitteren Ende durchstarb, nahm er ihm die Spitze. Der Tod kann uns nicht mehr Angst machen, er ist als bedrohliche Kraft am Kreuz mit Jesus gestorben. Deshalb dürfen wir mit Zuversicht in den Tod hineingehen, denn dieser trennt uns von allem, nicht aber von Gott.

So gesehen, ist das Kreuz also ein positives Symbol. Es symbolisiert einen Wendepunkt, ja. Und begründet einen total neuen Umgang mit dem Tod. So ist die Osterfreude im Kreuz schon vorweggenommen.

Auf die frohe Seite der Osterbotschaft weist ja auch die christliche Tradition des Osterlachens hin, die Sie erforscht haben. Wo und wann wird da genau gelacht? Im Mittelalter bezeichnete das Osterlachen die Aufgabe des Pfarrers, die Leute im Ostergottesdienst zum Lachen zu bringen. Das tat man meist mit einer Geschichte über den Teufel oder den Tod, die ja jetzt, nach dem österlichen Sieg von Jesus, lächerlich geworden waren. Nicht jeder Pfarrer ist von Natur aus eine Frohnatur, und so gab es kleine Handbücher, die aufzeigten, wie man eine Gemeinde zum Lachen bringt. Weil diese Art von Gottesdienst später ausgeartet ist und man fast nur noch anzügliche Witze erzählte, wurde das Osterlachen schliesslich verboten.

Sie selbst haben in einem Gottesdienst in Neuenburg ein Revival versucht. Wie haben Sie die Leute zum Lachen gebracht?

Ich stieg ein mit lustigen Bildern aus dem Mittelalter. Eines zeigt Gott beim Fischen. An der Angel baumelt als Köder der Gekreuzigte, und anbeissen tut ein Monster von einem Fisch – der Teufel, natürlich. Von diesem erzählte ich auch, wie er als Menschenfresser in der Hölle alles gierig verschlingt, was ihm zwischen die Zähne kommt – auch Jesus. Weil dieser aber unschuldig ist, kriegt der Teufel derart starken Brechreiz, dass er die ganze Menschheit wieder auskotzt – ein Symbol dafür, dass Jesus durch die Vergebung der Sünden alle Menschen befreit hat. Wir sangen auch ein Lied mit dem Thema «Die Welt ist mir ein Lachen». Das Zentrum des Gottesdiensts aber bildete der beste und tiefgründigste religiöse Witz, den ich kenne.

Nur zu!

Ein Mensch klettert an einer Felswand hinauf, verliert das Gleichgewicht und fällt hinunter. Mit letzter Kraft klammert er sich an einen kleinen Felsvorsprung und baumelt da so über dem Abgrund. In seiner Verzweiflung schreit er: «Ist da jemand?» Keine Antwort. Er schreit noch einmal: «Ist da jemand?» Nach einer Weile antwortet ihm eine dunkle, ruhige Stimme: «Hab keine Angst, ich bin da. Lass dich fallen, und ich fange dich mit meinen Händen auf.» Eine Zeit lang ist es still, dann ruft der Mensch zaghaft: «Ist vielleicht noch jemand anderer da?»

Der ist echt gut! So gelacht wie eben haben wir in einem Gottesdienst aber noch nie.

Es steht nirgendwo, dass das verboten wäre. Gottesdienste, die Humor als reine Effekthascherei verwenden, sind auch mir ein Gräuel. Aber bitte! Momente von Freude und Ausgelassenheit sind in der Kirche unbedingt nötig. Es ist wie in der Ostergeschichte: Geht durch das Düstere hindurch auf das Helle zu. Glaube und Humor sind aufs Engste miteinander verbunden. Beide lassen uns kreativ Abstand nehmen und befreien uns von Enge und Zwang. Sodass wir schwierige Situationen aus einer anderen, vertrauensvollen Perspektive heraus angehen können.

INTERVIEW: ANNEGRET RUOFF, ANOUK HOLTHUIZEN

PIERRE BÜHLER, 62

ist seit 1997 Professor für Systematische Theologie an der Universität Zürich und Koeiter des dortigen Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie. Der Dialog zwischen Theologie, Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften liegt ihm ebenso am Herzen wie die Beziehungen zwischen Theologie und Literatur. Er gilt als Experte für religiösen Humor.

Warum hat man früher an Ostern gelacht? Vortrag von Pierre Bühler an der Kinderuniversität Zürich. Mittwoch, 4. April 2012, 14.30 bis 16 Uhr. www.kinderuniversitaet.uzh.ch

TEXTE UND BILDER/ Gott mal anders: 4- bis 18-Jährige über Himmlisches und Irdisches

INTERVIEW/ Eltern, lebt den Kindern Spiritualität vor! Liedermacher Linard Bardill über religiöse Erziehung

Wie Kinder Gott sehen

GLAUBE/ Ein Tintenfisch, ein weisser Schleier, ein durchsichtiger Mensch: «reformiert.» fragte Kinder und Jugendliche, wie sie sich Gott vorstellen – und erhielt ebenso tiefgründige wie witzige Antworten.

EDITORIAL

FADRINA HOFMANN ESTRADA
ist «reformiert.»-Redaktorin
in Graubünden

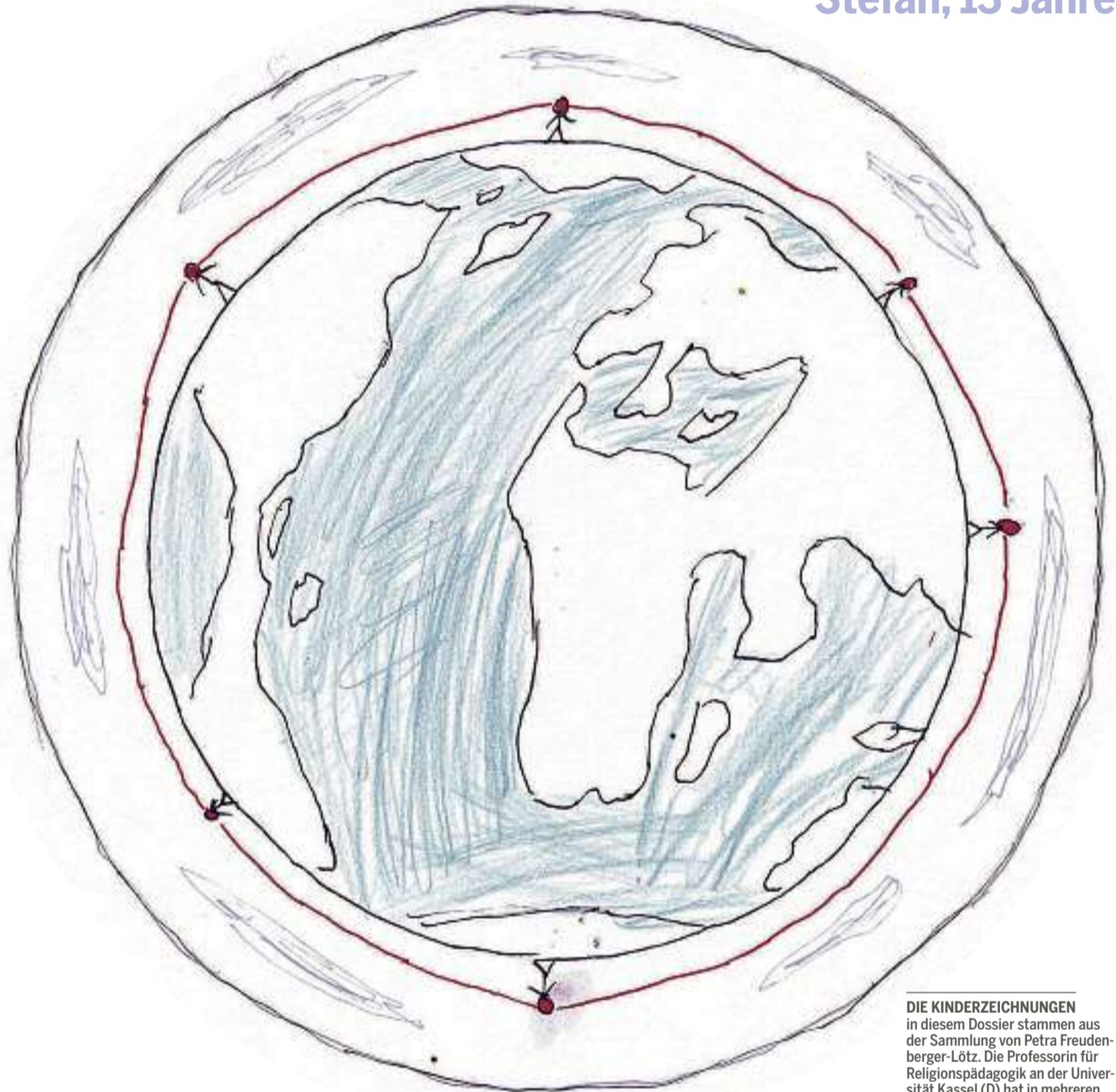


Religion in Zeiten von Spiderman

Welche religiösen Vorstellungen haben Kinder und Jugendliche? Darüber fachsimpeln Religionspädagogen gerne. «reformiert.» wollte es von den Betroffenen selbst wissen: Wir haben Heranwachsende von vier bis achtzehn Jahre gefragt, was sie sich unter Gott vorstellen – Kinder aus religiösen und weniger religiösen Familien, aus den Bergen und der Stadt. Herausgekommen ist ein bunter Strauss aus überraschenden, frischen, zum Nachdenken anregenden Aussagen. Manche Kinder haben eine berührende Vorstellung von Gott und davon, was er erschaffen hat, andere hinterfragen skeptisch seine Existenz. Wundert sich ein Vierjähriger noch, warum die Toten nicht vom Himmel fallen, ist der rational denkende Teenager bereits zum Darwinisten mutiert. Tatsache ist: Religion beschäftigt Kinder auch in Zeiten von Spiderman und Hello Kitty. Die Geschichten der Bibel können sie packen wie Fantasyfilme, geht es im Wesentlichen doch um dasselbe: um den Sieg des Guten über das Böse. Egal, welche Haltung Eltern vertreten, Gott wird irgendwann in irgendeiner Form im Kinderzimmer auftauchen. Kinder haben viele Fragen und die lassen sich nicht immer rational klären. Für den Bündner Liedermacher und Theologen Linard Bardill ist jedenfalls klar: Über Religion sollen Eltern mit Kindern nicht nur reden, sie sollen sie vor allem vorleben (Interview S. 8).

● Wohnort Gottes
— Wiege Gottes

Stefan, 13 Jahre



DIE KINDERZEICHNUNGEN
in diesem Dossier stammen aus der Sammlung von Petra Freudenberger-Lötz. Die Professorin für Religionspädagogik an der Universität Kassel (D) hat in mehreren Studien die Gottes- und Himmelsvorstellungen von Kindern und Jugendlichen anhand von Zeichnungen erforscht. Die Heranwachsenden wurden dabei aufgefordert, ein Bild zu malen, das ausdrückt, was ihnen an Gott besonders wichtig ist.

Glaubst du an Gott, Nora?

NORA, 8-JÄHRIG.

«Ich glaube schon, dass es Gott gibt. Jan, der geht schon in die dritte Klasse, sagt, es gebe auch einen Teufel, aber das glaube ich nicht. Ich stelle mir Gott wie

einen grossen Tintenfisch vor: Er hat einen Kopf, aber vor allem hat er ganz viele Arme, die sind eher wie farbige Stoffschleifen, und die berühren alle Menschen auf der ganzen Welt. Auch die Tiere und Pflanzen und sogar die Steine. Und diese Arme schlüpfen auch in die Menschen hinein. Dass Gott also eigentlich in allem drin ist, sieht man zwar nicht, weil Gott ist nämlich unsichtbar, aber manchmal spürt man es.»

NORA, 18-JÄHRIG, ZEHN JAHRE SPÄTER.

«Heute, fast zehn Jahre später, lese ich diese Zeilen mit Verwunderung: achttjährig, und schon ein so präzises Gottesbild. Vieles hat sich seither verändert, und doch spüre ich, dass mein Glaube heute im Kern noch immer derselbe ist wie damals. Ich glaube, dass alle Menschen glauben. Wie könnte man leben, ohne zu glauben? Denn Glaube bedeutet ja nicht einfach, in der Bibel zu lesen oder vor dem Schlafengehen zu beten, Glaube umschliesst viel mehr, steht für eine Haltung. Glaube heisst Hoffnung. Zuversicht. Vertrauen. Glauben heisst Leben. Ich glaube an die Kraft der Natur, an den Himmel und an Engel, die uns zur Seite stehen. Ich glaube an das Gute in jedem Menschen. Und an die Liebe. Ich glaube an eine Kraft, die uns leitet, uns leben und lieben lässt, die uns alle verbindet. In welcher Gestalt sie uns begegnen mag, ist nicht von Bedeutung. Vielleicht sind es tatsächlich farbige Stoffschleifen ...»

Schülerinnen und Schüler, 9 Jahre

«Pontius Pilatus hätte Jesus abnageln sollen»

OSTERN/ Mit Kindern über Verrat, Kreuzigung und Auferstehung sprechen? Ein Besuch im kirchlichen Religionsunterricht zeigt: Till, Michelle, Julia, Anouk, Caspar, Lina, Nils und Aron – alle neunjährig – finden die Passionsgeschichte brutal. Aber spannend.

Neugierig sind sie, die dreissig lebhaften Berner Stadtkinder, die auf ihren Kissens am Boden im verdunkelten Saal eines Kirchgemeindehauses herumliegen. Vor einigen Minuten haben die Jungs noch miteinander gerauft, jetzt sind sie mäuschenstill und lauschen genau so gebannt wie die Mädchen. Der Katechet in der kirchlichen Unterweisung (KUW) erzählt von Jesus, der auf einem Esel nach Jerusalem reitet, die Händler aus dem Tempel vertreibt, für dreissig Silberlinge von seinem Freund Judas verraten und schliesslich ans Kreuz geschlagen wird.

«Eine coole Geschichte» sei das, meint später Till, «aber Jesus hätte sich wehren müssen». – «Er hätte sagen sollen, er habe gar nichts Schlimmes getan», findet auch Michelle. Sie jedenfalls hätte sich an Jesu Stelle verteidigt und «wenigstens gesagt, dass ich es ja nur gut meine». «Er hätte auch einfach Gott um Hilfe bitten können, seinen Vater», meint Anouk. Julia plädiert dafür, dass sich das Volk in Jerusalem für Jesus hätte einsetzen sollen: «Sie hätten den Hohepriester auch grad ans Kreuz nageln müssen.» Nein, protestieren die anderen, «die Priester waren viel zu mächtig!». – «Aber Pontius Pilatus hätte es tun können, er war auch mächtig.» – «Oder er hätte Jesus abnageln können.» Eine grosse Diskussion entspannt sich darüber, was an Karfreitag auf Golgatha hätte geschehen können, damit Jesus nicht jämmerlich am Kreuz gestorben wäre.

Und Judas, der Jesus verraten hat? Was denken die Kinder über

ihn? «Dass er kein Freund ist», sagt Lina. Andere zu verraten, das sei fies, da sind sich die Kinder einig. «Aber», wirft Caspar ein, er habe es tun müssen, denn Jesus habe es ihm selbst gesagt beim Abendmahl: «Er ist also nur ein halber Verräter.» Hätte Judas nicht doch anders handeln können? «Wahrscheinlich nicht», denken die meisten.

Nach der Pause erzählt die Pfarrerin, wie es nach Karfreitag weiterging. Die Kinder fürchten sich ein wenig im dunklen Raum und können gut verstehen, dass auch die Frauen Angst hatten, als sie das leere Grab von Jesus entdeckten. «Es ist etwas gruselig», findet Aron, «wenn ein Toter plötzlich wieder lebendig ist.»

«Aber er war ja gar nicht richtig lebendig», korrigiert Nils, «er ist auferstanden. Das heisst, er war anders da als vorher.» Aber wie anders? Ratslosigkeit. Michelle möchte sich nicht festlegen, meint aber, es habe ihr einfach «mega gefallen, dass der Jesus noch einmal zurückgekommen ist». – «Ehrlich gesagt, das ist ja ein bisschen unlogisch», sinniert Nils. «Wie soll man das jemandem erklären?» «Aber den Mächtigen hats sicher Angst gemacht. Und das ist gut!», beschliesst Anouk die Diskussion.

Die Ostergeschichte hat den Kindern gefallen. Der erste Teil – dies ist vor allem die Meinung der Knaben – sei fast noch ein bisschen spannender als der zweite. «Aber der zweite Teil hat mich ruhig gemacht», meint Julia. Warum? «Weil alles irgendwie doch gut wird.» RITA JOST

«Es ist etwas gruselig, wenn ein Toter plötzlich wieder lebendig ist.»

ARON, 9 JAHRE

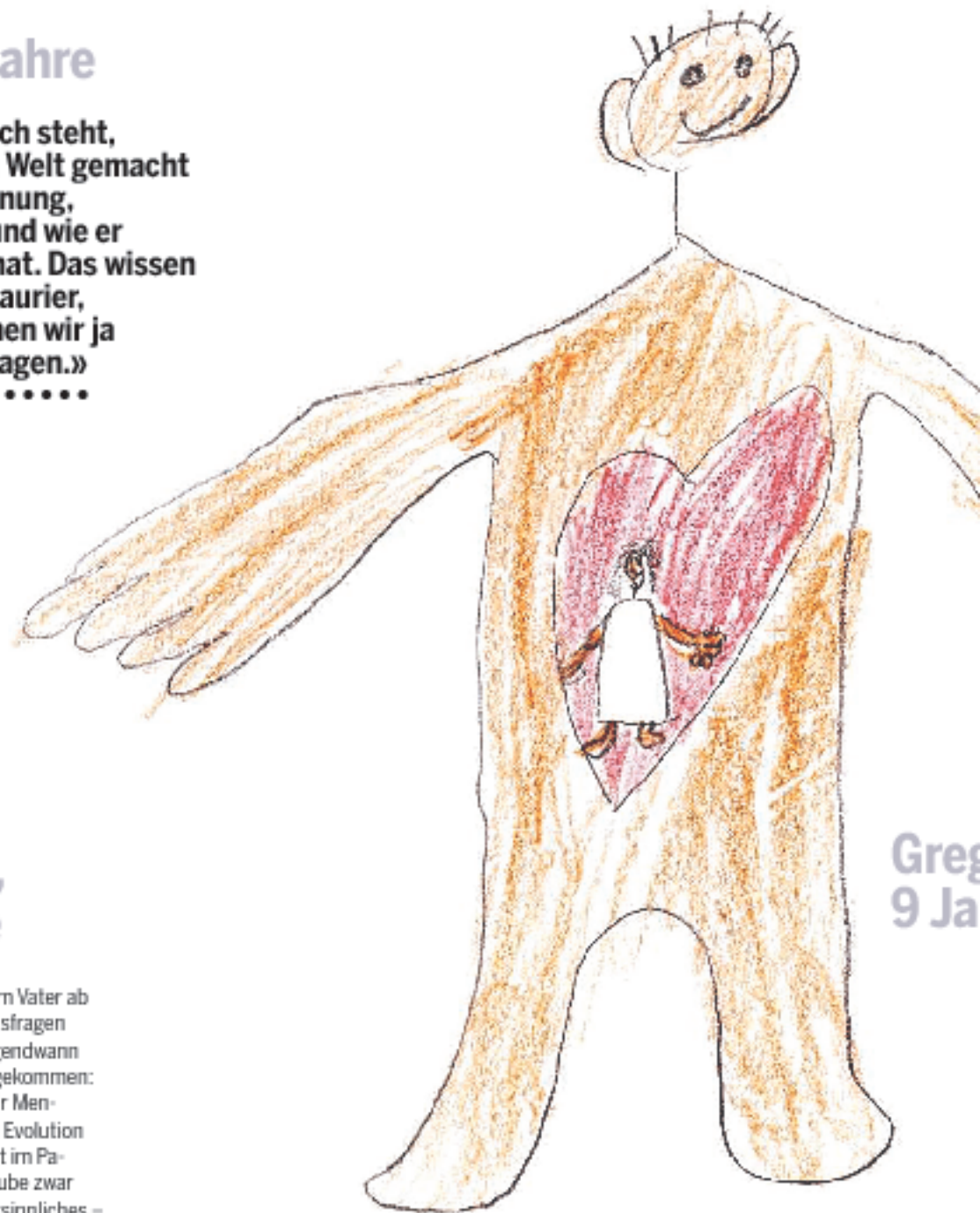
Mila, 6 Jahre

«In einem Buch steht, dass Gott die Welt gemacht hat. Keine Ahnung, wer Gott ist und wie er ausgesehen hat. Das wissen nur die Dinosaurier, aber die können wir ja nicht mehr fragen.»

Michael, 15 Jahre

«Ich habe mit meinem Vater ab und zu über Glaubensfragen diskutiert und bin irgendwann selbst zum Schluss gekommen: Gott gibt es nicht. Wir Menschen sind durch die Evolution entstanden und nicht im Paradiesgarten. Ich glaube zwar schon an etwas Übersinnliches – unsere Seele ist zum Beispiel so etwas. Aber danach richte ich mich nicht. Ich nehme einfach zur Kenntnis, dass sie da ist. Wenn wir sterben, stirbt unsere Seele auch. Ich denke, die meisten glauben an einen Gott, weil sie zum Glauben erzogen wurden. Und weil sie etwas brauchen, um sich daran festzuhalten. Ich halte mich lieber an meinen Kollegen fest.»

Klara, 8 Jahre



Greg, 9 Jahre

Yannik, 11 Jahre

«Glaubst du, dass es einen Gott gibt – also etwas, das dich beschützt? Ja, Jay-Jay, mein Lieblingskuscheltier, ist wie mein Gott. Er tröstet mich, wenn ich traurig bin, und Mama tut das auch.»

Maria, 11 Jahre

«Ich stelle mir Gott wie einen weissen Schleier vor, der die Welt umgibt und nach dem Rechten schaut. Na ja, nicht überall, denn es passieren ja trotzdem schlimme Dinge, weil die Menschen so dumm sind. Gott schafft einfach nicht mehr alles, es gibt zu viel zu tun. Trotzdem glaube ich, dass Gott da ist, und das gibt mir ein gutes Gefühl. Für mich ist es aber kein (Er) oder eine (Sie). Der Gott, der in der Bibel beschrieben ist, passt mir nicht: ein Mann, der auf einem Thron im Himmel sitzt und befiehlt. Damit kann ich nichts anfangen. Ich bete nur ganz selten. Wenn ich zum Beispiel eine Prüfung habe, bitte ich um eine gute Note. Aber dann spreche ich nicht zu Gott, sondern zu Engeln. Ich stelle mir vor, dass sie auf Wolken leben. Die kleinen haben rote Kruselohren, die älteren blonde Locken. Dunkelhaarige gibt es nicht.»

Dominic, 10 Jahre

«Ich bin ganz sicher, dass es Gott gibt. Er muss uns geschaffen haben, woher sonst soll unsere Freude am Leben stammen? Der Urknall ist nicht der Anfang der Menschheit, wenns knallt, geht doch eher etwas kaputt, als dass Neues entsteht. Gott stelle ich mir wie einen Menschen vor, der von Licht umgeben ist. Er ist gross und kräftig. Das Gesicht kann ich zwar nicht sehen, doch ich stelle mir eher einen Mann vor. Manchmal träume ich von Gott, vor allem, wenn ich in der Bibel gelesen habe. Aber auch, wenn ich traurig bin – dann bete ich zu ihm. Das tue ich seltener, wenn ich glücklich bin. Wir beten auch jeden Sonntag, wenn unsere Familie den Gottesdienst besucht. Ich gehe in den Kindergottesdienst, der ist voll cool.»

Kürzlich fragte ich einen Klassenkollegen, ob er an Gott glaube. Er sagte Nein. Ich dachte: Woher holt er denn in einer Krise den Glauben, dass alles wieder gut wird? Er spielt dann wohl mit der Playstation, um sich abzulenkeln. Mein Bruder glaubt auch an Gott, aber er muss beim Beten immer was machen, tuscheln oder mit den Autöli spielen. Der begreift das wohl alles noch nicht, er ist ja erst acht Jahre alt.»

Luan, 4 Jahre

«Wie machen es die Toten nur, dass sie nicht vom Himmel herunterfallen?»



gor,
hre

Anna-Malin,
7 Jahre

«Im Religionsunterricht haben wir die Geschichte von Abraham gehört. Darin kam Gott vor, doch wer das genau ist, haben wir nicht besprochen. Ich weiss nur, dass er Abrahams Volk in der Wüste und auf einer Schiffahrt beschützte, und dass er immer zu Abraham sprach. Aber er konnte ihn nicht vor einem Krieg schützen. Vielleicht hatte er grad keine Zeit.

Ich glaube nicht, dass es Gott jemals gegeben hat. Wo soll er denn gesteckt haben? Zwar ... Vielleicht war er ein durchsichtiger Mensch. Wenn meine Schwester und ich mit Playmobil spielen, sind da auch eine Art durchsichtiger Menschen drin. Aber die sind nicht echt, sie leben nur in unserer Fantasie.

Wenn, dann gibt es sowieso nicht nur einen Gott. Die Araber haben Allah, und die Hindus und die Griechen glauben an mehrere Götter. Die griechischen Götter sind Spezialisten für bestimmte Sachen: Poseidon ist der Gott des Meeres, Hermes der Gott der Post. Unser Gott ist kein Spezialist, er kann irgendwie alles. Allah glaub auch. In Afrika gibt es bestimmt auch Götter, aber die kenne ich nicht.»

Sabine,
13 Jahre

«Für mich ist Jesus ein Mensch, der seiner tiefsten Sehnsucht gefolgt ist. Er glaubte an die Liebe inmitten von Hass und Gewalt. Für mich ist er so etwas wie ein Bruder. Er gibt mir den Mut, auch zu dem zu stehen, was ich für wahr halte, selbst wenn andere mich auslachen.»

Marlon,
9 JahreChiara,
12 Jahre

Betest du?

Nein. Na ja, mit der Familie beten wir bei Tisch. Das ist nervig und langweilig.

Glaubst du an Gott?

Ein bisschen, nicht ganz. Eigentlich mache ich mir darüber nicht viele Gedanken.

Wer ist dieser Gott deiner Meinung nach?

Gott ist ein weisser Mann im Himmel, der König der Welt sozusagen.

Johanna,
6 Jahre

«In meinen Augen habe ich ein Kästchen. Gott hat es mir geschenkt. Da ist ein Engel drin. Er hat immer wieder andere Farben. Immer, wenn mich die Buben im Kindergarten plagen oder ich in der Nacht erwache und Angst habe, schliesse ich die Augen. Dann sehe ich den Engel. Er gibt mir ganz viel Mut und sagt mir, dass er bei mir ist und mir hilft. Wenn ich dann die Augen wieder öffne, kann ich allen Gefahren begegnen.

Der Himmel ist wie ein Garten von Gott. Die Sterne sind die Blumen in diesem Garten. Gott schaut gut zu ihnen, deshalb leuchten sie so schön. Wenn unsere Katze stirbt, kommt sie in den Himmel und wird ein Stern. Sie kann uns immer sehen und in der Nacht auch besuchen. Auch wir werden Sterne, wenn wir sterben. Aber irgendwann fallen wir wieder auf die Erde hinunter und schlüpfen in einen Bauch hinein. Dann werden wir wieder ein Baby.

Am Abend bitte ich Gott, dass er vor allem zu den kleinen und kranken Tieren schaut und sie beschützt. Sie brauchen ihn am meisten. Die anderen Tiere und die Menschen sind genug stark. Sie brauchen Gott nicht so fest.»

HINTERGRUND

Der Glaube entwickelt sich in Stufen

Was glauben Kinder? Und wie entwickelt sich der menschliche Glaube? Das fragte sich der Amerikaner James Fowler, Professor für Theologie und menschliche Entwicklung, in seinem Grundlagenwerk «Stufen des Glaubens» aus dem Jahr 1981. Er unterteilte die Entwicklung des Glaubens in sechs Stufen:

STUFE 0 (0 bis 2 Jahre)

URSPRÜNGLICHER GLAUBE

Noch unabhängig von Denken und Sprache entwickeln Säuglinge und Kleinkinder ein Grundvertrauen, auf dem ihr späterer Glaube aufbaut.

STUFE 1 (2 bis 7 Jahre)

INTUITIV-PROJEKTIV GLAUBE

Die Glaubensvorstellungen des Kindes ändern sich in diesem Alter ständig. Sie basieren auf inneren Bildern und Fantasien, die das Kind noch nicht hinterfragen kann und als gegeben hinnimmt.

STUFE 2 (8 bis 12 Jahre)

MYTHISCH-WORTWÖRTLICHER GLAUBE

Das Kind ist fähig, seine Vorstellungen zu hinterfragen. Geschichten haben eine grosse Bedeutung, die das Kind wortwörtlich auffasst.

STUFE 3 (13 bis 16 Jahre)

SYNTHETISCH-KONVENTIONELLER GLAUBE

Der Jugendliche kann jetzt über sein eigenes Denken nachdenken. Er entwickelt seine Identität, Rückmeldungen und Einschätzungen anderer sowie Beziehungen werden wichtig. Auf dieser Stufe wird Gott oft als Gefährte, Freund oder persönliche Wirklichkeit erfahren, zu der man in einer Beziehung steht und die einen kennt und wertschätzt. Viele Erwachsene bleiben nach Fowler auf dieser Stufe stehen.

STUFE 4 (17 bis 25 Jahre)

INDIVIDUATIV-REFLEKTIV GLAUBE

Jetzt beginnt der erwachsene Mensch, über das Selbst nachzudenken. Grenzen gewinnen an Bedeutung, Authentizität ist wichtig, und immer stärker wird überprüft, ob das, was man fühlt, zusammenpasst mit der Ideologie, die einem vermittelt wird.

STUFE 5 (ab 25 bis 40)

VERBINDENDER GLAUBE

In der Lebensmitte wird der Mensch durchlässiger. Er erkennt, dass es mehr gibt als das Selbst. Das Unbewusste wird wichtiger und damit auch das Geheimnisvolle einer göttlichen Präsenz. Auf dieser Stufe stellt der Mensch die Mythen, Tabus und Glaubenssätze seiner Kindheit infrage. Er anerkennt, dass die Wahrheit viele Dimensionen hat, die in einem Spannungsfeld zueinander stehen.

STUFE 6

UNIVERSELLER GLAUBE

Diese Stufe erlangen nur wenige Menschen. Nicht mehr das Selbst ist das Zentrum der Erfahrung, sondern der Mensch hat Teil an einer allumfassenden Wirklichkeit. Er ist dem Göttlichen nahe.

In der Nachfolge von James Fowler stehen weitere Modelle, etwa jenes der Schweizer Fritz Oser (Pädagogikprofessor) und Paul Gmünder (Theologe) von 1988, das untersucht, wie sich das religiöse Urteil des Menschen entwickelt und wie Lebensereignisse religiös verarbeitet werden. **ARU**

THERESIA SCHREIBER. Die Stufentheorie von Fowler und Oser/Gmünder. Grin-Verlag, 2010. Fr. 21.90

FRANCIS BRIDGER. Wie Kinder glauben. Entwicklungsstufen und Glaubensschritte. Biblesebund, 2003. Fr. 13.80

VRENI MERZ. Die Bibel an der Bettkante. Vorlesegeschichten, Erzählideen, Rituale. Kösel-Verlag, 2007. Fr. 33.-

Klara, 5 Jahre





«Kinder haben ein gutes Gespür dafür, ob man es ernst meint oder nicht»: Linard Bardill an einem Kinderchor-Konzert in einer Kirchgemeinde

«Rituale sind matchentscheidend»

RELIGIÖSE ERZIEHUNG/ Passion und Ostern, Geschichten und Rituale: Der Liedermacher und Theologe Linard Bardill ermutigt Eltern, zu ihren Kindern in religiösen Dingen ehrlich zu sein.

Linard Bardill, wie haben Sie Religion in Ihrer Kindheit erlebt?

Ganz positiv. Ich hatte bei einer Pfarrerin Religionsunterricht, die mit innerem Feuer biblische Geschichten erzählte. Vor allem aber vermittelte mir meine Mutter eine Religiosität, die sich stark auf ihre charismatische Frömmigkeit abstützte. In Abgrenzung zum landeskirchlichen, kopflastigen Glauben meines Vaters bestimmte das Gefühl meinen Zugang zur geistigen Welt und zum Gebet.

Die Religiosität Ihrer Mutter erlebten Sie als bereichernd?

Ja. Ihre Wärme und ihr emotionelles Verankertsein in der Religion, das gefällt mir bis heute.

Welche religiösen Inputs gibt Linard Bardill heute seiner sechsjährigen Tochter und seinem achtjährigen Sohn?

(Zögernd) Soll man Kindern überhaupt religiöse Inputs geben? Ich versuche einfach, eine spirituelle Lebenshaltung zu vermitteln. Der Münchner Komiker Karl Valentin hat gesagt: «Kinder kann man nicht erziehen, sie machen uns sowieso alles nach.»

Wie drückt sich Ihre spirituelle Lebenshaltung konkret aus?

Ich versuche, den Kindern meine Verbundenheit mit der Natur vorzuleben. Wir machen etwa ein Vollmondfeuer und werfen Holzscheite mit Wünschen hinein. Die Kinder sehen, wie ich Bäume umarme: Mein achtjähriger Sohn mit Downsyndrom hat das lange nachgemacht. Ich will nicht einer simplen Naturreligion das Wort reden. Ich meditiere auch, und die Kinder wissen das. Mir geht es darum, mit ihnen zu erleben, dass das Göttliche, das Geistige überall ist – vor allem auch in der oft verschmähten und zum Konsumgut verdammten Materie.

Gibts in Ihrer Familie am Abend ein Ritual?

Ja, das zelebrieren wir. Schliesslich muss am Ende des Tages ein Punkt gesetzt werden. Zuerst singen meine Frau und ich mit den Kindern ein Lied, damit sie

in den Einschlafmodus versetzt werden. Dann beten wir ausgedehnt.

Rituale sind Ihnen offenbar wichtig.

Rituale zum Mittagessen oder vor dem Zubettgehen sind matchentscheidend. Denn in unserer ichbezogenen Zeit tritt hier wenigstens für einen Moment das Individuum hinter das Kollektiv zurück. Allerdings ist es für Kinder manchmal hart, in der Gruppe aufzugehen.

Meine neunjährige Tochter wollte gestern vor dem Abendessen nicht mit der Familie mitsingen.

Das kenne ich. Unsere Tochter hat sich immer gesträubt mitzusingen, bis ich mir einmal zum Geburtstag ihr Mitwirken wünschte. Ich würde Kinder nicht zum Mitsingen oder Mitbeten zwingen. Aber sie müssen beim Ritual dabei sein. Wichtig ist, dass wir Erwachsenen selbst Lust auf spirituelle Rituale entwickeln. Wenn man zum Beispiel Weihnachten nur für Kinder feiert, werden sie das bald durchschauen und absolut öde finden.

Das gilt wohl auch für Ostern.

Wenn du keinen Osterbezug hast, kannst du halt nur Eier verstecken, aber dem Fest keine spirituelle Dimension geben. Der Input zu einem Ritual muss vom Erwachsenen kommen, dann ziehen die Kinder automatisch mit.

Ist das ein Votum gegen das Eiersuchen?

Überhaupt nicht. Unsere Familie hat auch ein Eierritual. Ostern ist aber auch das grosse Fest der Auferstehung der Natur. Wir Menschen brauchen die Auferstehung, diesen Gedanken der Transformation, für unsere Existenz.

Wie vermitteln Sie Ihren Kindern die Geschichte der Kreuzigung Jesu?

(Nachdenklich) Ich gebe zu: Ich bin weit weg vom Glauben, dass Jesus für unsere Sünden am Kreuz gestorben ist. Das erzähle ich auch den Kindern nicht. Aber ich erzähle ihnen vom Zyklus der Welt, von der Auferstehung, die uns Menschen und alle Dinge erfasst.



«Kinder sollen ihr Herz kennenlernen, das so gross ist wie das Weltall.»

Ist die Passionsgeschichte zu anstössig fürs Kinderzimmer?

Jede Geschichte hat ihren Ort und ihre Zeit. Man kann Kinder nicht künstlich von Gewalt, Leiden und Tod fernhalten. Diese existenziellen Erfahrungen veranschaulicht die Passionsgeschichte gut. Aber ich finde, man sollte die dunklen Mächte des Lebens für ein Kind nicht vorzeitig aufwecken.

Würden Sie einem Vierjährigen die Passionsgeschichte erzählen?

Jede Geschichte passt in dem Moment, in dem das Kind sie hören möchte. Manche biblische Geschichten wie jene von David oder Josef sind extrem kindgerecht und können früh erzählt werden. Bei anderen würde ich mich zurückhalten.

Viele Eltern haben grundsätzlich Mühe mit biblischen Geschichten.

Das verwundert kaum. Die grosse Hilflosigkeit beim Thema Religion ist überall spürbar. Ich finde es sehr wichtig, dass

man in religiösen Dingen zu Kindern ehrlich ist. Sie haben ein gutes Gespür dafür, ob man es ernst meint oder nicht. Eine unaufrichtige Haltung der Eltern rächt sich später: Das Kind durchschaut, wenn ich ihm eine Religiosität vorgespielt habe, an die ich selbst nicht glaube. Es wird als jugendlicher nicht nur die geheuchelte Religiosität, sondern die Spiritualität als Ganzes ablehnen.

Sollen religiös suchende Eltern Religion in der Kindererziehung zum Tabu erklären?

Nein. Ich will alle ermuntern, die Frage nach Gott zu stellen. Aber weil die heutige Gesellschaft in einer Glaubenskrise steckt, ist es delikat, Kindern ein dogmatisches Gottesbild einzupflanzen. Spirituell Heimatlose können der Frage nach Gott zusammen mit ihren Kindern nachgehen. Sie sollten ihnen aber kein vorgefertigtes Bild servieren, an das sie selbst nicht glauben.

Sollen Eltern ihren Kindern also keine theologische Hilfestellungen geben?

Nein, wenn damit intellektuelles Reden gemeint ist: etwa um biblische Wundergeschichten als Symbole zu deuten. «Symbol» ist für Kinder ein abgehobener Begriff. Wir sollen sie sinnlich mit den Elementarkräften bekannt machen und vor allem mit ihrem eigenen Herzen, das so gross ist wie das Weltall.

Da spricht der Naturspirituelle. Dies ist aber kaum ein Modell für alle Eltern.

Ich will kein Modell vorschlagen. Jeder Mensch soll einen authentischen spirituellen Umgang mit seinen Kindern finden. Wenn jemand an einen persönlichen Gott glaubt, der sein Leben ordnet, dann soll er es aus diesem Glauben heraus tun. Meine Anknüpfungspunkte sind die Natur und das eigene Herz.

Hat Gott darin auch Platz?

Auf jeden Fall. Der Inder Rabindarat Tagore sagt: «Gott schläft im Stein, atmet in Pflanzen, träumt in Tieren und erwacht in Menschen.»

INTERVIEW: DELF BUCHER

LINARD BARDILL, 55

ist Vater von fünf Kindern im Alter von 6 bis 35 Jahren. Er wohnt mit seiner Frau, der 6-jährigen Tochter und dem 8-jährigen Sohn in Scharans GR. Bardill hat reformierte Theologie studiert und rasch nach dem Studium die Kanzel mit der Bühne getauscht. Heute ist er einer der bekanntesten Schweizer Kinderliedermacher und tritt oft in Kirchgemeinden auf. Mit seiner CD «Mis Zauberbett heisst Bernadett» besucht er als singender Seelsorger schwerkranke Kinder im Spital. Das Album befasst sich auf kindgerechte Weise mit Sterben, Tod, Krankheit und Gesundheit.

LINARD BARDILL: CD «Mis Zauberbett heisst Bernadett» Fr. 19.90

SERIE: MÄNNER-SPIRITUALITÄT

Näher bei sich selbst – und am Sinn

SERIE/ «reformiert.» fragt Männer nach der Spiritualität. Jörg Kyburz, ehemals Polizist, fand durch Krebs mehr Achtsamkeit für das Leben.

«Für mich ist Spiritualität das, woran man glaubt», sagt Jörg Kyburz. «Und ich glaube: Das Leben ist ein Geschenk. Dass ich in eine heile Welt hineingeboren wurde, dass ich seit dreissig Jahren mit meiner Frau den Lebensweg beschreiten darf und unsere zwei Söhne gesund sind – das kann ich nur mit Dankbarkeit aufwiegen.» Dabei hätte der ehemalige Aargauer Kantonspolizei allen Grund, mit dem Schicksal zu hadern. Als er 23 Jahre alt war, wurde ihm ein gefährlicher Hautkrebs entfernt. Danach lebte er ohne Beschwerden, bis 2008 Metastasen im Lymphsystem gefunden wurden. Die meisten Betroffenen sterben nach dieser Diagnose innerhalb von fünf Jahren. Chancen auf Heilung gibt es nicht. «Erst hiess es, ich hätte noch ein paar Monate zu leben», erzählt Kyburz, heute fünfzig, nüchtern.

SINN. Doch der Krebs hat ihn bislang nicht besiegt. Der Lenzburger arbeitet Teilzeit und hat gerade ein Buch geschrieben (siehe Kasten). Ein Wunder? «Nein, doch es ist wunderbar, noch da zu sein», sagt er lächelnd. Gerade weil das Ende des Lebens absehbar sei, habe er richtig zu leben gelernt. «Erst wollte ich nicht akzeptieren, dass ich weniger Energie habe, ich definierte mich stark über die Leistung. Jetzt geniesse ich den Moment. Ich freue mich, einfach den Frühlingwind zu spüren.» Zentral wurde für ihn die Frage nach dem Lebenssinn. Er ist von einer tieferen Bestimmung unserer Existenz überzeugt und hofft, diese zu erkennen. «Da ich diese aber in der Betriebsamkeit nicht finde, suche ich heute viel mehr Ruhe, die ich in der Familie, im Zwiegespräch mit dem Schöpfer und in der Meditation finde.» Jeden Tag setze er sich im Garten oder im Haus auf das Meditationskissen und versuche, alles loszulassen. «So komme ich mir und der Antwort auf die Frage nach meiner Bestimmung etwas näher.»

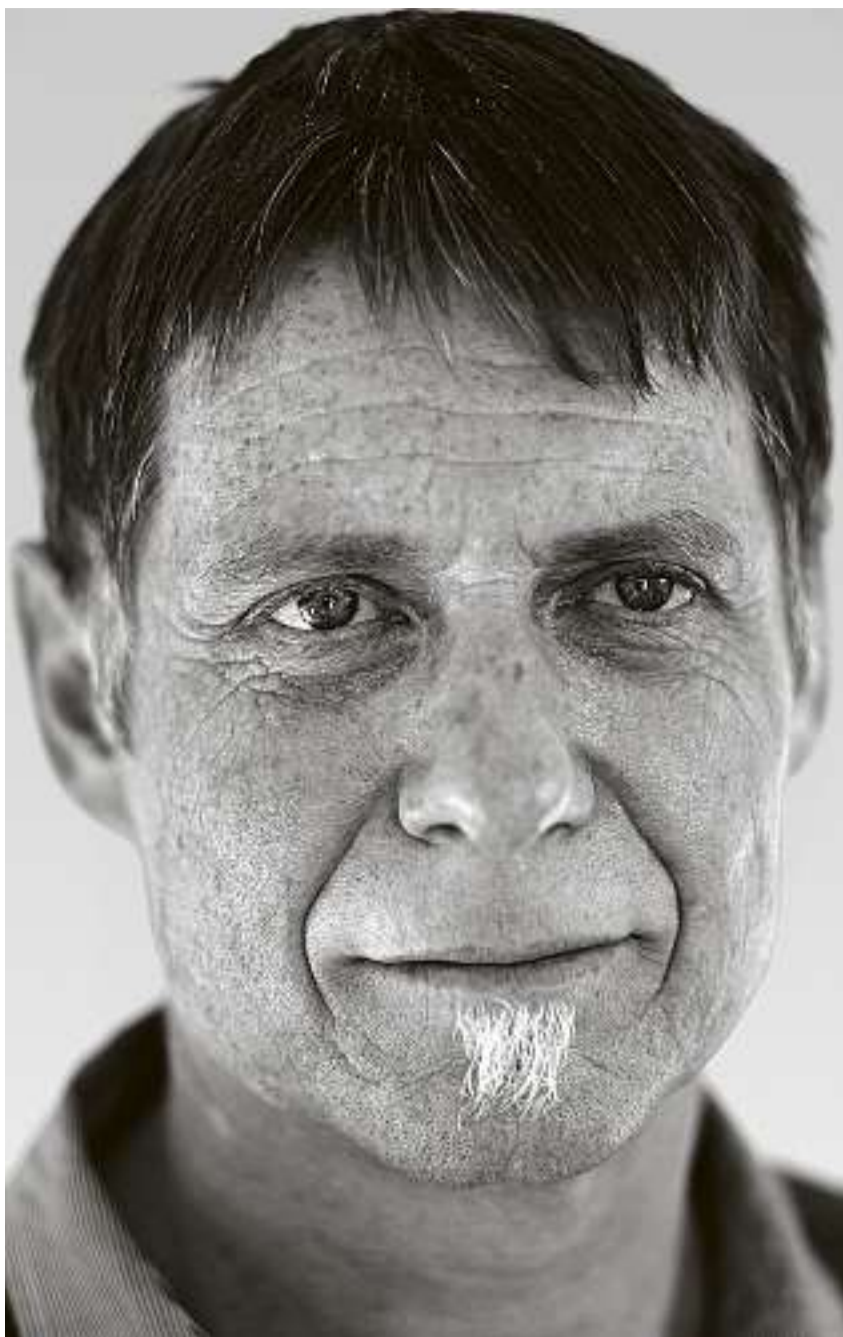
SCHEIN. Jörg Kyburz hat das Meditieren erst in den letzten Jahren gelernt. Sein Psychoonkologe empfahl ihm das Programm der «Stressbewältigung durch Achtsamkeit» des US-Forschers Jon Kabat-Zinn. «Im Nachhinein erkannte ich, dass ich vieles ganz natürlich praktizierte, aber nie in dieser Tiefe. Nun weiss ich, dass ich Herr über meine

«Nun bin ich Herr über meine Gedanken und lasse mich nicht mehr von einem Elend ins andere reissen.»

JÖRG KYBURZ

Gedanken bin und mich nicht von einem Elend ins andere reissen lassen muss.» Mittlerweile bietet Kyburz selber Kurse an. Darüber hinaus berät er Menschen, die in ähnlichen Situationen sind wie er. Das alles erstaunt angesichts seiner Biografie: Er stand mit beiden Füßen in einem Männerleben wie aus dem Bilderbuch, machte eine Mechanikerlehre und arbeitete bei der Polizei. Auch dort suchte er aber einen eigenen Weg – und beraubte sich damit wohl der Aufstiegschancen. Er sagt: «Wer sich zu viele Gedanken über den Sinn des Lebens macht, gilt dort schnell als Weichei.»

SEIN. Jörg Kyburz will nichts beschönigen: Es gab viele schwierige Momente. Die ersten anderthalb Jahre nach der Diagnose seien «strub» gewesen, ein Wellental der Gefühle. «Nun ist es ruhiger.» Heute ist er dankbar für das, was er hat. «Wenn ich einigen Menschen vermitteln darf, dass das reine Sein etwas unbeschreibbar Schönes ist, bin ich vielleicht schon nah bei meiner Bestimmung.» **MARIUS LEUTENEGER**



Jörg Kyburz: «Das reine Sein ist unbeschreiblich schön.»

JÖRG KYBURZ hat seine langjährigen Erfahrungen als Krebspatient sowie seine Erlebnisse auf einer Pilgerreise in einem Buch festgehalten. «25 Jahre unterwegs mit Bruder Krebs oder die etwas andere Geschichte vom Jakobsweg» erscheint Ende April im NovumPro-Verlag.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Das Lied der Amsel und der Lärm der Welt

LIED. Den Anfang machen die Finken, Rotkehlchen und Meisen. Sie beginnen zu singen, wenn es noch stockfinster ist. Auch der Kuckuck gehört zu den Frühaufstehern. Und natürlich die Amsel mit ihrem unverwechselbaren Gesang. Da kann ich noch so müffelig durch die Dunkelheit eines frühen Morgens ziehen, wenn ich das Lied einer Amsel höre, ist der Tag gerettet. Sie vertreibt für einen Moment meine dummen Sorgen. Vielleicht macht sie sich auch etwas lustig über den frühen Spaziergänger, der sich sorgt, statt den Anbruch des neuen Tages zu geniessen. Soll sie nur, sie hat ja recht.

SPRACHE. Die Amsel singt so vielfältig, wie wir Menschen sprechen. Sie besitzt ein grosses Repertoire an Lauten und demonstriert einen fast unerschöpflichen Reichtum an musikalischen Einfällen. Ihre Melodien dauern mit rund drei Sekunden ähnlich lang wie unsere Sätze. Aber sie tönen schöner. Wir sind punkto Melodie etwas näher beim monotonen Tschilpen der Spatzen, die übrigens zu den Spätaufstehern gehören. Singvögel dagegen verfügen über ein Ausdrucksvermögen, das selbst Sprachforscher erstaunt. Ihre Sprache ist Musik in unseren Ohren – und kaum zu übersetzen.

FREUDE. Natürlich, mit dem Gesang versucht das Vogelmännchen, ein Weibchen anzulocken und sein Revier gegen männliche Rivalen zu verteidigen. So jedenfalls erklären es die Menschen. Doch die Vögel halten sich nicht immer daran. Manchmal singen sie weiter, auch wenn das Nest gebaut, das Weibchen gefunden und der Nachwuchs gesichert ist. Für die Menschen muss alles einen Zweck haben. Für die Vögel nicht. Sie singen, wie Biologen heute vermuten, auch aus purer Freude.

LÄRM. Doch sie müssen immer lauter singen. Die Menschen machen zu viel Lärm. Messungen zeigen, dass die Lautstärke des Vogelgesangs in der Nähe von stark befahrenen Strassen deutlich zunimmt. Vor allem Stadtvögel zwitschern intensiv gegen den Umweltlärm an und sind deshalb um einiges lauter als ihre Artgenossen auf dem Land. Auffällig ist, dass sie nur von Montag bis Freitag so aufdrehen. Am Wochenende, wenn der Lärmpegel sinkt, werden auch die Stadtvögel wieder leiser.

HOFFNUNG. Nur zu, ihr Vögel, singt an gegen den Lärm dieser Welt! Bitte hört nicht auf, lasst euch nicht entmutigen, macht weiter! Trällert, zwitschert, jubiliert und pfeift, was ihr nur könnt! Eure fröhliche Demonstration mitten im Stadtverkehr gefällt mir. Sie vertreibt die Griesgramstimmung und weckt Hoffnung. Es gibt mehr als das öde Brummen der Motoren. Es gibt Farben und Freude, Lieder und Leidenschaften. Wenn das keine gute Nachricht ist! Am liebsten würde ich mich euch anschliessen, nur kann ich leider nicht so schön singen – und schon gar nicht fliegen. Aber vielleicht lerne ich das ja noch.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

CHRISTUS

Was wir aus der historischen Forschung wissen: Jesus war Jude. Er wirkte als Wanderprediger um das Jahr 30 in Galiläa. Sein Interesse galt den Randständigen. Sein Programm in Wort und Tat lautete: Gottes Güte gilt euch, hier und heute. Er wurde als Aufständischer am Kreuz hingerichtet. Zwei bedeutende palästinische Traditionen zeugen von ihm: die Spruchquelle Q, eines der frühesten christlichen Dokumente, und das 1945 vollständig gefundene Thomasevangelium, eine Sammlung von 114 Jesusworten. Die Person Jesus ist

ihnen nicht wichtig, er ist ein Prophet wie andere vor ihm. Einzig seine Botschaft vom «Reich Gottes» als herrschaftsfreie Alltagswelt zählt. Bereits die vier Evangelien sind nicht Historie, sondern theologisch motivierte Kompositionen eines fiktiven Lebens dieses Jesus. Vollends neu ist die Christusverkündigung von Apostel Paulus (das griechische «Christos» entspricht dem hebräischen «Meschiach»: der Gesalbte). Paulus' Adressaten sind die jungen Gemeinden in den Städten. Ausgehend vom Kreuz als zentralem Symbol, entwirft er für sie eine

Christusgestalt mit göttlichen Qualitäten. Schon bald nach Jesu Tod kursieren viele unterschiedliche Christusbilder. Auch die neutestamentliche Sammlung vereinheitlicht den Wildwuchs nicht. Die 2000-jährige Geschichte des Christentums ist eine fortlaufende Neuauslegung des Glaubens an Jesus, den Christus. Was der Nazarener ursprünglich angestossen hat, bleibt gültig: Wer mit diesem Christus Jesus in Resonanz geht, kann ihn auch heute noch als lebendigen Weg zu sich selbst, zum Nächsten und zu Gott erfahren. **MARIANNE VOGEL KOPP**

Bildungsoffensive für Gemeinden

GEMEINDE BILDEN/ Neue Ziele und ein Materialheft sollen der kirchlichen Bildungsarbeit Impulse verleihen. Ende Februar wurde das Konzept vorgestellt.

Nach der Bündner Volksabstimmung zum Modell 1+1 ist klar: Ab Herbst 2012 fallen in den ersten Oberstufenklassen je eine Lektion kirchlicher Religionsunterricht weg, zugunsten der staatlich verantworteten «Religionskunde und Ethik». Wie soll nun die Landeskirche reagieren auf diesen Verlust von 50 Prozent ihrer Bildungsmöglichkeiten bei Schülern? Und wie kann sie dafür sorgen, dass die frei werdenden Gelder von den Kirchgemeinden weiterhin für Bildungsarbeit eingesetzt und nicht eingespart oder für Bauprojekte umgenutzt werden?

OFFENER BILDUNGSBEGRIFF. «GemeindeBilden» heisst das Modell, das der Kirchenrat Ende Februar, auf einer Synodalen Arbeitstagung, den kirchlichen Mitarbeitern vorstellte. «Neu ist, dass wir von einem offenen Bildungsbegriff ausgehen», sagt der zuständige Kirchenrat Roland Just. «Eigentlich sind ja all unsere Entwicklungs- und Veränderungsprozesse Bildungsprozesse. Während im Raum von Schule und Ausbildung aber die wissens- und fähigkeitsbezogenen Aspekte im Vordergrund stehen, geschieht Bildung in der Freizeit interessen- und bedürfnisorientiert.» So versuche das Modell «GemeindeBilden» alle Be-

reiche des kirchlichen Lebens in den Blick zu nehmen: Liturgie, Diakonie, Unterricht und Erwachsenenbildung. Je nach ihrer Lebenssituation haben Menschen verschiedene Zugänge zu Religion und Glauben. Und anders als beim Schulunterricht richten sich die Bildungsangebote nicht mehr allein an Jugendliche, sondern an Menschen aller Altersstufen. «Unser Modell erfindet die Welt nicht neu», sagt Roland Just, «aber es hilft dabei, die Interessen und Bedürfnisse der Menschen in den Gemeinden zum Ausgangspunkt zu nehmen und kirchliche Bildungsarbeit in Inhalt und Form an ihnen auszurichten.»

LEITFADEN STATT LEHRPLAN. Die Besonderheit dieses Modells ist: Der Kirchenrat stellt keinen neuen «Curriculum» (Lehrplan) für die Bildungsarbeit auf, sondern bietet einen Leitfaden, der von den Kirchgemeinden auf ihre spezielle Situation im Kanton der 150 Täler angepasst werden



Das neue Bildungskonzept gibt zu reden – hier auf der synodalen Arbeitstagung Ende Februar in Chur

kann. Damit liegt der Ball bei den Kirchgemeinden: Sie entscheiden mit ihrem Engagement, wie viele Ideen dieser Bildungsarbeit finanziert und umgesetzt werden.

Die Landeskirche will sie allerdings dabei nicht allein lassen: Auf Seite der Kirchgemeinde sollen Verantwortliche in den Kirchenvorständen benannt werden. Auf Seite der Landeskirche stehen kantonalkirchliche Fachstellen als Auskunftspersonen bereit, die den Prozess begleiten – und eine Website. Spätestens ab 2013, mit den neu verabschiedeten Budgets, können die Kirchgemeinden dann loslegen. **REINHARD KRAMM**

Informationen unter: www.gemeindebilden.ch

IN EIGENER SACHE

Neu bei «reformiert.»

Felix Reich, bislang Ressortleiter «Stadt Winterthur und Kultur» bei der Tageszeitung «Der Landbote», übernimmt per 1. April die «reformiert.»-Redaktionsleitung in Zürich. Reich, der in Zürich Germanistik studiert hat, ist 34-jährig und hat sich nebst langjähriger journalistischer Tätigkeit auch mit diversen Veröffentlichungen hervor getan. Felix Reich folgt auf Jürgen Dittrich, der Anfang Jahr



Felix Reich

in seinen angestammten Beruf als Pfarrer zurückgekehrt ist. Wir heissen unseren Zürcher Kollegen herzlich willkommen und freuen uns auf die Zusammenarbeit. **REDAKTION «REFORMIERT.»**

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Telefon 071 226 92 92

Heuschnupfen

Heuschnupfentropfen, damit Sie einen schönen Frühling geniessen können. Unser biologisches Produkt ist auf der Basis von Blütenessenzen hergestellt (wie Bachblüten). Wir haben zwei fertige Mischungen: Bäume und Gräser. 30 ml, CHF 27.50 zuzüglich Portospesen.

Telefon 044 312 29 06 (Tel.-Beantworter), info@swissflowerpower.ch

Hier könnte Ihr Inserat stehen!

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 55.–. Damit erreichen Sie 36 000 Leser im Kanton Graubünden.

Koemedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90

www.zum-du.ch



mission 21
evangelisches missionswerk basel

KIRCHE WELTWEIT – PROJEKTE, DIE HELFEN!

PC 40-726233-2
www.mission-21.org

Einblick in fremde Welten – Reisen zu anderen Kulturen und Religionen

ÄGYPTEN UND MAROKKO
Kamelkarawanen im Februar, März, Oktober, November, Dezember.

TIBET
Exklusive Rundreisen durch einzigartige Landschaften in Ost- und Zentraltibet sowie Pilgerreisen zum heiligen Berg Kailash.

PERU
Fantastische Rundreise nach Nazca und Arequipa, zum Titicacasee, zur Sonnen- und Mondinsel in Bolivien, nach Cusco und Machu Picchu mit Besuch von Schamanen und Heilern.

INDIEN
In Dharamsala mit Belehrungen durch hohe Lamas und Rundreise auf den Spuren Buddhas.

NEPAL
Spirituelle Rundreise mit Mini-Trekking beim Annapurna.

TÜRKEI UND GRIECHENLAND
Strandferien mit Yoga und Qi Gong am Meer.



Weitere Informationen und Anfragen:
InSpiration – Reisen der Achtsamkeit
Telefon 044 262 55 66
info@inspiration.ch, www.inspiration-reisen.ch

BDG

Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft der Evang.-reformierten Landeskirche GR

Zinsgünstige Darlehen

bei

- Kauf und Sanierung von Liegenschaften
- Landkauf für landwirtschaftliche Nutzung
- Kauf von Maschinen und Einrichtungen
- Aus- und Weiterbildungen
- Überbrückung von finanziellen Engpässen

für

- Angehörige der Landeskirche
- Kirchgemeinden

BDG

Quaderstrasse 18 • Postfach 28 • 7002 Chur
Telefon 081 252 47 00 • bdg@bdg-gr.ch
www.bdg-gr.ch

Buchhandlung Provini Berther

Bücher – Kerzen – Devotionalien

Lukmaniergasse 6, 7000 Chur
Telefon 081 252 14 73
Fax 081 250 10 32
www.provini.ch info@provini.ch

Im Kleinen Grosses bewirken

Ihre Spende verhilft Menschen zu ihrem Recht.



www.heks.ch
PC 80-1115-1

HEKS

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz

Wenn Ihnen Ihre Kirche am Herzen liegt ...

3E

echt. evangelisch. engagiert.
Das Ideenmagazin für die Evangelische Kirche.

Jetzt ist 3E da – in einer **kostenlosen Startauflage** von 300.000 hochwertigen Exemplaren – prall voll mit guten Ideen für die Gemeindefarbeit, inspirierenden Artikeln, Porträts, Tipps und Materialien.

Mehr über Inhalte, Ideen, Autoren und Team von 3E:
www.Magazin3E.net



Jetzt kostenlose Probehefte anfordern:

www.Magazin3E.net 043 288 80 10

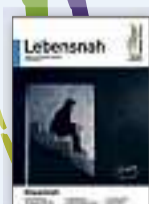
KRISEN BEWÄLTIGEN – DAS LEBEN VERTIEFEN

Die Klinik SGM Langenthal ist eine anerkannte, christliche Fachklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik mit stationären, tagesklinischen und ambulanten Behandlungsangeboten.



Psychosomatik
Psychiatrie
Psychotherapie

www.klinik-sgm.ch



- Bestellen Sie jetzt **kostenlos** unser Magazin «Lebensnah» zum Thema «Einsamkeit»! Mit Talon, per Telefon (062 919 22 11) oder einfach online.

Vorname / Name

Strasse

PLZ / Ort

Talon an: Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal

reformiert

AGENDA

KIRCHE

Frauengottesdienst. Jeden dritten Mittwoch.
Datum: 18. April; **Zeit:** 19.15 Uhr; **Ort:** Evangelisch-reformierte Kirche Chur-Masans. **Thema:** Maria-Theresa Scherer – Ihr Wirken in Chur.

KONZERTE

Passionskonzert. Die Johannes-Passion von Johann Sebastian Bach, aufgeführt vom Kammerchor Chur und dem Barockorchester «le phénix». **Daten und Orte:** 8. April, 20 Uhr, Katholische Kirche Thusis; 9. April, 20 Uhr, Martinskirche Chur; 10. April, 17 Uhr, Grossmünster Zürich. **Info:** www.kammerchorchur.ch

WEITERBILDUNG

Mutige Pfarrer. Neuer Studiengang für Pfarrpersonen, die die Gestaltung der Zukunft der Schweizer Kirchen mitprägen wollen. **Info:** www.weiterbildungskirche.ch, Co-Studienleiter Thomas Schaufelberger, 044 258 92 53; thomas.schau felberger@zh.ref.ch

FREIZEIT

Kloster Münstair. Auf Spurensuche zu den Schätzen des Lebens. Führungen in Kirche und Museum über Ostern. **Daten:** 5./6./7./8. April; **Zeit:** jeweils 14 Uhr; **Ort:** Kloster St. Johann Münstair. **Info:** 081 851 62 28, www.muestair.ch

Bibliothek Babel. Vortragsreihe im Bündner Kunstmuseum anlässlich der Ausstellung Library of Sculpture in Zusammenarbeit mit der Kantonsbibliothek. **Nächster Vortrag:** 19. April; **Zeit:** 19 Uhr; **Referent:** Iso Camartin; **Thema:** Die Bibliothek von Babel. Die wirklichen und die erträumten Bücher des Jorge Luis Borges; **Ort:** Bündner Kunstmuseum, Bahnhofstrasse 35, Chur; **Info:** www.kantonsbibliothek.gr.ch

Kunstwanderungen. Languedoc und Roussillon – archaische Kunst inmitten blühender Landschaft Südfrankreichs; **Datum:** 5. bis 13. Mai; **Anmeldung:** Dieter Matti, 7484 Latsch ob Bergün, 081 420 56 57, Fax: 081 420 56 58, dieter.matti@bluewin.ch; www.kunstwanderungen.ch

BERATUNG

Lebens- und Partnerschaftsfragen: www.beratung-graubuenden.ch.
Chur: Angelika Müller, Thomas Mory; Bahnhofstrasse 20, 7000 Chur; 081 252 33 77; beratung-chur@gr-ref.ch. **Engadin:** Markus Schärer, Straglia da Sar Josef 3, 7505 Celerina; 081 833 31 60; beratung-engadin@gr-ref.ch
Menschen mit einer Behinderung: Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, 7000 Chur; astrid.weinert@gr-ref.ch
Gehörlose: Achim Menges, Oberer Graben 31, 9000 St. Gallen; 071 227 05 70; gehoerlosenseelsorge@gr-ref.ch

RADIO

Radio Grisch. «Spirit, ds Kirchamagazin uf Grisch». Sendung mit Katharina Peterhans, sonntags, 9.20 Uhr. www.gr-ref.ch

Radio Rumantsch. Pregia curta u meditatiun, dumengia, a las 9.15, repetiziun a las 20.15:
1.4. Andri Casanova, Cuira, catolic



Geeignet für Gemeindefest

BILD: FOTOLIA

Erlebnis Safiental

VON KIRCHE ZU KIRCHE/ Das Safiental ist eines von 150 Tälern im Kanton Graubünden – eine ursprüngliche Region, die Raum, Natur und Stille bietet. Sechs schmucke Kirchen zieren die Landschaft. Die Kirchen, die Region und ihre Infrastruktur bieten sich für Konfirmationslager und Gemeindefest geradezu an. Die Kirchen stehen auf Anfrage für Andachten und Gottesdienste offen.

INFO UND FLYER «Unterwegs von Kirche zu Kirche»: www.kirche-safiental.ch und www.safiental.ch

6.4. Ivan Walther, Vuorz, reformmä

8.4. Marcus Flury, Vella, catolic

15.4. Florentina Camartin, Breil, catolic

22.4. David Last, Puntрасhigna, reformmä

29.4. Tarcisi Venzin, Dardin, catolic

Radio DRS 2. Gesprochene Predigten, sonntags um 9.45 Uhr:

1.4. Jean-Pierre Brunner (Röm.-kath./christkath.); Ralph Kunz (Ev.-ref./meth./freikirchl.)

6.4. Li Hangartner (Röm.-kath./christkath.); Manuela Liechti-Genge (Ev.-ref./meth./freikirchl.)

8.4. Alois Metz (Röm.-kath./christkath.); Martin Dürr (ref./meth./freikirchl.)

15.4. Peter Spichtig (Röm.-kath./christkath.); Luzia Sutter Rehmänn (ref./meth./freikirchl.)

22.4. Freikirchlicher Gottesdienst Muttenz

29.4. Peter Grüter (Röm.-kath./christkath.); Henriette Meyer-Patzelt (ref./meth./freikirchl.)

CARTOON CRISTA **JÜRIG KÜHNI**



LESERBRIEFE



REFORMIERT. 3/12. Kommentar Palliative Care, «Warum dieser ärgerliche Begriff?»

GANZHEITLICH

Bei Palliative Care geht es um weit mehr als um Sterbebegleitung. Es geht in erster Linie ums Leben und um einen sorgsamsten Umgang mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Es geht um eine ganzheitliche, individuelle Begleitung und Betreuung von Menschen mit chronischen, unheilbaren Krankheiten. Aus meiner Sicht kann kein deutscher Begriff dies so ausdrücken, wie es eben das lateinische/englische «Palliative Care» kann. Und ist es nicht oft sogar gut, wenn man einen Begriff erklären kann? Es setzt die eigene differenzierte Auseinandersetzung voraus und ermöglicht, ein Anliegen nachhaltiger weiterzugeben. Ich freue mich über all die vielen Menschen aus verschiedenen Berufen des Gesundheitswesens, der Seelsorge und der Freiwilligenarbeit, die sich auch bei uns in Graubünden mit viel Engagement und Herzblut für Palliative Care und flächendeckende Angebote für Betroffene und deren Angehörige einsetzen. Und ich wünsche mir gerade von einem Kommentar in einer evangelisch-reformierten Zeitung etwas mehr Sensibilität, wenn es um ein so wichtiges Thema geht.
ANNEMARIE HÄNNI, PFLERDIN

VERALTET

Palliative Care war zwar in den Anfängen auf sterbende, krebskranke Menschen ausgerichtet. Das ist aber heute nicht mehr so. Die WHO-Definition spricht von «Menschen mit lebensbedrohlichen oder chronischen Krankheiten» – also zum Beispiel MS-Patienten, behinderte oder alte Menschen. Was Palliative Care ausmacht ist ein ganzheitliches Menschenbild, das eine umfassende Betreuung zur Folge hat, schon im Leben und dann auch im Sterben. Der Kommentar geht also von einer veralteten und falschen Grundlage aus. Wir kämpfen darum, dass diese veraltete Verbindung: Palliative Care gleich Sterben langsam überwunden wird, damit mehr Menschen in Genuss dieser umfassenden Betreuung kommen können.
MARIANNE IBERG, ZILLIS

ÄRGERLICH

Es gibt viele medizinische Fachbegriffe, die für den Laien nicht auf Anhieb verständlich sind. Genau so ist es bei der Palliative Care (PC). Dieser Begriff wurde von der WHO 1998 erstmals in umfassender Weise beschrieben. Er umfasst die bio-, psycho-, soziokulturelle und spirituelle Dimension des Menschen. Die Vorstellung, dass ein so komplexer Begriff einfach ohne Hintergrundwissen verstehbar wäre, ist verharmlosend. Die PC, wie wir sie heute auch wissenschaftlich verstehen, hat ihren Anfang in England

genommen. C. Saunders, Ärztin und gläubige Christin, hat in den 70er-Jahren mit ihrem Team in St. Christopher's erstmals systematisch angefangen, bei schwer kranken Menschen eine kontinuierlich angewandte Schmerztherapie durchzuführen. Gleichzeitig wurden die Menschen auch seelsorgerlich betreut. Vom Begriff her ist PC das Pendant zu kurativer Medizin. PC wird angewandt, wenn keine Heilung mehr möglich ist. Das heisst jedoch nicht immer, dass jemand stirbt. In der Ergänzung der WHO-Definition von 2002 geht es auch um Prävention, beispielsweise bei invasiven Therapien wie Chemo- oder Radiotherapie. Es geht in der PC immer darum, ein umfassendes Unterstützungsangebot bei belastenden Symptomen zu bieten. Diese Symptomkontrolle ist bei Weitem nicht immer Sterbebegleitung. Es gibt Menschen, die leiden an chronischen Schmerzen, weil sie entzündlich degenerative Erkrankungen haben. Diese Menschen brauchen keine Sterbebegleitung, sie brauchen qualifizierte Palliative Care! Es ist erschreckend, wie gerne wir in unserer Gesellschaft vereinfachen. In der PC geht es immer um das Leben, auch im Sterben. Pallium bedeutet ja auch Mantel. Insofern ist es erschreckend, wenn man sich beim Wort Palliativ lediglich auf den Tod beschränkt. Viele Menschen mit chronischen Krankheiten möchten trotz ihrer Einschränkungen ein würdiges und selbstbestimmtes Leben in unserer Gesellschaft führen. Für sie ist es wichtig, dass wir den vielschichtigen Begriff PC in unserer Gesellschaft integrieren!
SUSANNA MEYER KUNZ, CHUR

REFORMIERT. 3/12. Dossier «Heute die Welt von morgen erfinden»

VEGETARISCH

Wir, vom Verein Leben und Denken, haben Ihren Artikel zum Thema Utopien mit grossem Interesse und grosser Freude gelesen. Wir finden es wichtig, dass wir uns von Zeit zu Zeit vor Augen halten, was wir erreichen wollen, auch wenn diese Ziele nicht unmittelbar erreichbar sind. Allerdings fehlt uns in Ihrer Aufzählung eine zentrale Utopie, welche uns alle stark betrifft: die vegetarische Utopie. Zurzeit werden 70 Prozent der Agrarflächen weltweit alleine für den westlichen Fleischbedarf genutzt, die Tendenz ist steigend. Dies gilt als Hauptursache für die massive Verteuerung und Verknappung der Grundnahrungsmittel, was als Hauptgrund für den Welthunger genannt wird. Momentan verhungern jährlich fast 9 Millionen Menschen, davon etwa 6 Millionen Kinder, das sind etwa 30 Mal so viele Menschen, wie jährlich durch Kriege und bewaffnete Konflikte umkommen. Der westliche Fleischkonsum gilt weiterhin als Hauptursache für den Klimawandel und ist mit Regenwaldrodung, Raubbau, Übersäuerung des Bodens, Wasserverschleiss usw. eine der umweltschädlichsten Handlungen überhaupt. Die Bibel verbietet den Fleischkonsum nicht, in dem Masse wie wir ihn betreiben, wird er jedoch schädlich und räuberisch und damit zu einer unchristlichen Handlung. Man sagt, dass Jesus und seine Jünger sowie die christliche Urgemeinde Vegetarier gewesen seien. Vielleicht sollten wir uns darauf zurückbesinnen. Es erscheint zy-

nisch, dass die christlichen Feste (Weihnachten, Ostern) die grössten europäischen Schlachtfeste sind, während genau zu dieser Zeit christliche Hilfswerke verstärkt auf Spendensuche für hungernde Kinder gehen. Unsere Utopie ist eine Schweiz, welche den Fleischgenuss als feierlichen Luxus lebt, so, wie er in der Bibel vorkommt.
@DAVID ROTHEN

ENDLICH

Es gibt in einer endlichen Welt kein unendliches Wachstum. Das ewige Leben findet ja auch nicht in dieser Welt statt. Hier hat die Kirche einen markanten Erkenntnisvorsprung auf die Ökonomen. Auch rein rationale Fragen kön-



Palliative Care: Im Mittelpunkt steht der Mensch

BILD: HANS DOMENIG

nen Glaubensfragen implizieren. Ich gratuliere der Redaktion zu den zunehmend engagierten Themen in «reformiert.»
WALTER JENNI, WILZH

IHRE MEINUNG interessiert uns. Schicken Sie uns Ihre Zuschrift elektronisch: redaktion.graubuenden@reformiert.info. Oder per Post: «reformiert.», Redaktion Graubünden, Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

IMPRESSUM/
«reformiert.» Graubünden
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden
Abonnemente/Adressänderungen: Südostschweiz Presse und Print AG, Postfach 508, 7007 Chur, Tel. 0844 226 226, abo.graubuenden@reformiert.info
Herausgeberkommission Präsident: Pfarrer Fadri Ratti, 7012 Felsberg
Redaktion Graubünden: Reinhard Kramm, Chur (Redaktionsleitung), Rita Gianelli-Bächler, Davos, Fadri Hofmann Estrada, Scuol
Redaktion Gemeindeseiten: Ursula Kobel, Bonaduz; Karin Friedrich, Saland; Reinhard Kramm, Chur.
Layout: Nicole Huber
Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal
Adresse Redaktion: Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur, Tel. 081 356 66 80, redaktion.graubuenden@reformiert.info
Ausgaben: Jährlich 11 Nummern
Auflage Graubünden: 38 000 Exemplare
Geht unentgeltlich an die Mitglieder der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden
Inserate: Kömedia AG, Geltenwilenstrasse 8a, 9001 St. Gallen, Tel. 071 226 92 92; Fax 071 226 92 93, info@koemedia.ch; www.koemedia.ch
Inseratesschluss (Ausgabe 27.4.2012): 4.4.2012

«reformiert.»
«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info
Gesamtredaktion: Rita Jost, Samuel Geiser, Martin Lehmann (Bern), Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Sabine Schüpbach Ziegler (Aargau), Rita Gianelli, Fadri Hofmann, Reinhard Kramm (Graubünden), Delf Bucher, Käthi Koenig, Christa Amstutz, Stefan Schneider, Martin Arnold a.i., Thomas Illi a.i. (Zürich).
Blattmacherin: Sabine Schüpbach
Layout: Nicole Huber
Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal
Gesamtauflage: 720 000 Exemplare
Mix
Produktgruppe aus verbindlich bewirtschafteten Wäldern, kontrollierten Herkünften und Recyclingmaterialien
www.fsc.org Cert.-No. SGS-COC-2702
© 1996 Forest Stewardship Council



Jan Suter: Er hat trotz bescheidenstem Lebensstil einen ökologischen Fussabdruck von 1,5 Planeten

Der Weltverbesserer in Wort und Tat

PORTRÄT/ Jan Suter hat seinen einstigen Lebensstil drastisch eingeschränkt. Aus Überzeugung.

Immer mehr Menschen auf der Welt verbrauchen immer mehr Ressourcen, die Abfallberge wachsen und das Klima erwärmt sich. Es braucht einen Bewusstseinswandel, sagte sich Jan Suter vor zwei Jahren. Und er handelte: stieg aus dem Hamsterad des immer mehr Verdienens und Konsumierens aus, gab seine Arbeit als Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz auf und wurde Museumsaufseher in Teilzeitanstellung – mit einem Monatslohn von 2100 Franken. «Ich wollte probieren, mit wie wenig Geld ich leben kann, ohne dass es sich als Mangel anfühlt.»

IDEOLOGE. Den Professor sieht man Jan Suter nicht an. Mit seinem fünfzehn Jahre alten Schlapperpulli und dem sanften Lockenkopf würde man ihm auch den Sozialarbeiter abnehmen. Oder den Grünen Politaktivisten. Doch wenn er sich in Fahrt redet, tritt der intellektuelle Ideologe zum Vorschein. Eloquent doziert er darüber, dass die Welt dem Untergang geweiht sei, wenn alle Chinesen, Inder und Afrikaner dereinst auch unseren westlichen Lebensstandard führen mit einem ökologischen Fussabdruck von bis zu

drei Planeten. Sein eigener betrage «niederschmetternde 1,5 Planeten. Trotz bescheidenstem Lebensstil.»

Aufs Fliegen und Autofahren verzichtet der einstige Max-Havelaar-Projektleiter heute möglichst. «Nach meinen vielen geschäftlichen Transatlantikflügen müsste ich 500 Jahre leben, um das wiedergutzumachen.» Längere Strecken reist er im Zug. Und in seiner Heimatstadt Basel ist er mit dem Trämli, per Velo oder zu Fuss unterwegs. Zum Beispiel ins «Unternehmen Mitte», das Restaurant ohne Konsumzwang und mit freiem Internetzugang, wo er zweimal wöchentlich seine Mails checkt. In seiner kleinen Zweizimmerwohnung mit Möbeln aus der Brockenstube gibts keinen Internetanschluss. Sein Tribut an die Kommunikationsgesellschaft sind ein Laptop und ein Festnetztelefonanschluss. «Ich bin auch ohne Handy ein glücklicher Mensch», schmunzelt er.

VEGETARIER. Den Tieren und der Umwelt zuliebe lebt er als Vegetarier und ist auf dem Weg zum Veganer. Auf einen Kühlschrank verzichtet er und lagert seine Rüebli und Kohlräben stattdessen im Keller. «Migros und

Coop haben ja Kühlregale.» So kauft Jan Suter einfach öfter ein. Seit er sein Leben drastisch verändert hat, ist Zeit sein grosser Luxus. Anders als früher, als er als Verlagsleiter der Konsumentenzeitschrift «K-Tipp» im Zürcher Businessrhythmus lebte und zwischen Basel und Bern täglich 200 Kilometer pendelte. «Was für ein ökologischer und sozialer Unsinn!», findet er heute.

WISSENDER. Sein jetziger Fokus gilt dem, was wirklich zählt im Leben. Aussteigen und Verzicht seien zwar nicht die Lösung aller Probleme, sagt er, «aber gut für die eigene Einsicht in Zusammenhänge».

Wobei auch er keine Heiligen-Vita habe, wie er betont. Als er 2009 drei Monate für den Weltkirchenrat als Menschenrechtsbeobachter in Palästina war, benutzte er das Flugzeug. So schwankt er zwischen der Überzeugung des intellektuellen Weltverbesserers, der politischen Aktivismus für nötiger denn je hält. Und dem spirituellen Wissen, dass die Welt gut ist. «Weil sie ist, wie sie ist: in ein grösseres Ganzes eingebettet, das unseren kleinen Verstand übersteigt.» **DANIELA SCHWEGLER**

JAN SUTER, 48

war Verlagsleiter der Konsumentenzeitschrift «K-Tipp», Projektleiter bei Max Havelaar und Professor für Sozialmanagement an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Vor zwei Jahren änderte er sein Leben radikal und arbeitete fortan als Museumsaufseher. Diesen Job hat er jüngst gekündigt, um eine Arbeit zu suchen, «die Sinn macht». Infrage kommen für ihn verschiedene Tätigkeiten, Hauptsache ist, dass er damit zu einer besseren Welt beitragen kann.

Ökologischen Fussabdruck berechnen: www.footprint.ch

GRETCHENFRAGE

REMO LARGO, KINDERARZT

«Ich hoffe, dass es nach dem Tod weitergeht»

Herr Largo, wie habens Sies mit der Religion?

Mich hat die Religion immer beschäftigt, aber je nach Alter auf verschiedene Art. Zuerst habe ich als Kind den reformierten Religionsunterricht und die Sonntagsschule besucht. Später wendete ich mich vorübergehend von der Religion ab.

Sie haben zurückgefunden?

Ich wurde mit etwa dreissig Jahren todkrank. Das hat mich sehr schnell zu den letzten Fragen geführt, mit denen man sich in diesem Alter normalerweise nicht beschäftigt. Ich brauchte eine Vorstellung, die den Tod erträglich macht. Man kann es Paradies oder Nirwana nennen.

Und heute?

Ich bin 68 Jahre alt, und das Sterben wird immer mehr zur Gewissheit. Die Frage nach dem Tod wird wieder drängender. Ich halte es nicht mit der Vorstellung von Himmel und Hölle. Ich habe aber die Hoffnung, dass es nach dem Tod auf eine wie auch immer gute und sinnvolle Art weitergeht.

Man sagt, Kinder seien Geschenke Gottes. Waren Ihre drei Kinder für Sie Geschenke?

Ja. Ich empfinde tiefe Dankbarkeit dafür, dass ich Kinder haben durfte und dass sie gesund sind. Das Leben lehrte mich, dass das nicht selbstverständlich ist.

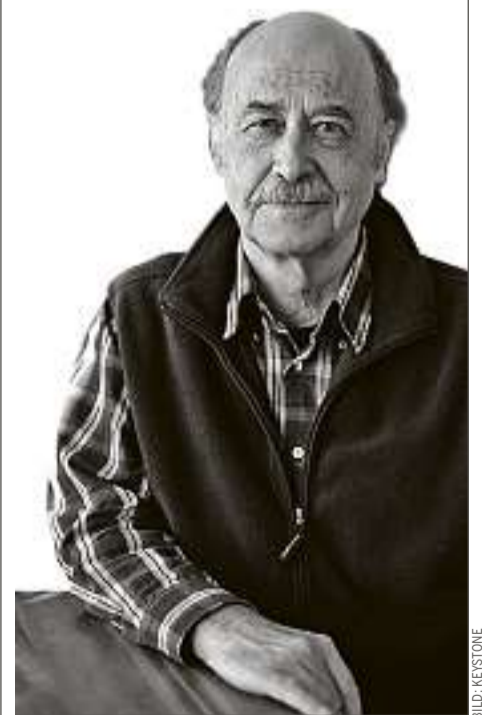
Haben Sie Ihre Kinder religiös erzogen?

In den ersten Jahren haben wir jeden Abend mit ihnen gebetet. Wir haben die Weihnachtsgeschichte gelesen, aber nicht die Bibel. In die Kirche sind wir zu besonderen Anlässen gegangen.

Ist Religionsunterricht hilfreich für die Persönlichkeitsbildung von Kindern?

Jugendliche brauchen Werte. Der Religionsunterricht, der solche vermittelt, könnte wertvoll sein. Doch er muss von glaubwürdigen Personen gehalten werden. Lehrer und Eltern müssen als Vorbilder dienen. Das heisst zum Beispiel, dass sie sich von Menschlichkeit und nicht von Gier leiten lassen sollten, wenn es um Asylanten-Schicksale oder Themen wie Steuerhinterziehung und Schwarzgeldstrategie geht.

INTERVIEW: MARTIN ARNOLD



REMO LARGO, 68

ist Kinderarzt und leitete von 1978 bis 2005 die Abteilung «Wachstum und Entwicklung» am Kinderspital Zürich. Er hat drei Töchter und vier Enkelkinder. Er ist Autor mehrerer erfolgreicher Bücher, darunter «Babyjahre», «Kinderjahre», «Schülerjahre» und «Jugendjahre».



DAVID LAST ist Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde Pontresina.

AUF MEINEM NACHTTISCH

LEBENSWEISHEIT IN FORM VON SPRICHWÖRTERN

«Wer geboren wird, beginnt zu sterben»

ZWEISPRACHIG. Auch einhändig lässt sich Klavier spielen. Doch niemand würde in Abrede stellen, dass zweihändiges Spiel den Möglichkeiten des Instruments ganz anders Rechnung trägt. Die Sprichwörtersammlung des Engadins und der Val Müstair ist etwas für Freunde der Bilingualität und damit der geistigen «Zweihändigkeit». Der Horizont ist weit, wo zwei Sprachen ihre verdichteten Geheimnisse austauschen.

INTERKULTURELL. Eine Redewendung kommt im Buch selbst nicht vor, doch schwebt sie gleichsam über allem: «Der Engadiner hat

immer Heimweh – auch wenn er daheim ist». Die Landschaft greift auf die Mentalität der Bewohner über, beides weist ständig über sich selbst hinaus. Manches lässt sich übertragen in andere Sprachen und Kulturen: «Chavels grischs onuran la persuna – Graue Haare ehren die Person». Das Gebot der Elternahrung grüsst vertraut und doch originell.

ENGADINERISCH. Dem Engadiner ist verklärte Süsslichkeit fremd: «Chi chi nascha, cumainza a murir – Wer geboren wird, beginnt zu sterben». Ja, hierin liegt Weisheit beschlossen.

Doch der Christ in mir rebelliert und will ergänzen: «Chi chi mora, cumainza a viver - tuotafat illa preschentscha dal Segner – Wer stirbt, beginnt zu leben – ganz und gar in Gottes Gegenwart». Auch dies wäre engadinerisch gedacht: Der Tod selbst bietet keine Heimat. Das Heimweh – increschantüm – stillt ein anderer.

PROVERBIS DA L'ENGIADINA E DA LA VAL MÜSTAIR. Engadiner und Münstertaler Sprichwörter. Henri Lössli, 3. Auflage 1987 Celerina / Schlarigna.